



Leseprobe

Virginia Woolf

Virginia Woolf, Gesammelte Werke

Gebunden in feingepprägter
Leinenstruktur auf
Naturpapier aus Bayern. Mit
goldener Schmuckprägung

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,95 €



Seiten: 768

Erscheinungstermin: 26. April 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Virginia Woolf
Gesammelte Werke

Virginia Woolf

Gesammelte Werke

Aus dem Englischen von Marion Herbert,
Kai Kilian und Christel Kröning

Anaconda



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2021 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: »Portrait of the British novelist Virginia Woolf (1882–1941)«

Photo © Isadora / Bridgeman Images

Umschlaggestaltung: Druckfrei, Dagmar Herrmann, Bad Honnef

Satz und Layout: InterMedia – Lemke e. K., Heiligenhaus

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-7306-1097-8

www.anacondaverlag.de

Inhalt

Erzählungen	7
Der Fleck an der Wand	9
Kew Gardens	19
Feste Gegenstände	28
Ein ungeschriebener Roman	36
Ein Geisterhaus	51
Eine Gesellschaft	54
Montag oder Dienstag	73
Das Streichquartett	75
Blau & Grün	81
Das neue Kleid	82
Augenblicke des Daseins:	
»Slater's-Nadeln haben keine Spitzen«	93
Die Dame im Spiegel: Eine Reflexion	102
Die Herzogin und der Juwelier	109
Die Jagdgesellschaft	118
Lappin und Lapinova	129
Mrs Dalloway	141
Orlando. Eine Biografie	359
Ein Zimmer für sich allein	639
Editorische Notiz	767

Erzählungen

Der Fleck an der Wand

Es wird so Mitte Januar dieses Jahres gewesen sein, als ich erstmals im Aufschauen den Fleck an der Wand bemerkte. Um sich an einen bestimmten Tag zu erinnern, muss man sich ins Gedächtnis rufen, was man gesehen hat. Ich denke also zurück an das Feuer. An den beständigen gelben Lichtschimmer auf meiner Buchseite. An die drei Chrysanthemen in der runden Glasvase auf dem Kaminsims. Ja, es muss Winter gewesen sein, kurz nach dem Tee, denn ich erinnere mich, eine Zigarette in der Hand gehalten zu haben, als ich das erste Mal im Aufschauen den Fleck an der Wand bemerkte. Ich blinzelte durch den Rauch meiner Zigarette und mein Blick verharrte für einen Moment auf den brennenden Kohlen, wobei mir jene alte Fantasie von der am Burgturm flatternden blutroten Fahne in den Sinn kam, und ich gedachte des Zugs roter Ritter, der den schwarzen Felshang hinanritt. Eher zu meiner Erleichterung unterbrach der Anblick des Flecks die Fantasie, denn es ist eine alte, vielleicht als Kind ersonnene, die mich stets unwillkürlich überkommt. Der Fleck war klein, rund, hob sich schwarz von der weißen Wand ab und lag etwa fünfzehn bis zwanzig Zentimeter über dem Kaminsims.

Wie bereitwillig sich unsere Gedanken auf etwas Neues stürzen, es erst eine Zeit lang, wie Ameisen einen Halm Stroh, übereifrig mit sich tragen, um es dann achtlos liegen zu lassen ... Falls der Fleck von einem Nagel stammte, konnte der nicht für ein größeres Bild gewesen sein, sondern nur für eine Miniaturmalerei – die Miniatur einer Dame mit weiß gepuderten Locken, puderbestäubten Wangen und nelkenroten Lippen. Keine echte Antiquität natürlich, aber so hätten die Bewohner vor uns ihren Dekor nun einmal ausgesucht – ein altes Bild für ein altes Zimmer. Zu der Sorte von Leuten gehörten sie – hochinteressante Leute, an die

ich sehr oft an sehr seltsamen Orten denke, weil niemand sie je wiedersehen wird, je wissen wird, was danach geschah. Sie verkauften das Haus, weil sie ihren Einrichtungsstil verändern wollten, so sagte er, und während er noch hinzufügte, dass seiner Meinung nach hinter Kunst Gedanken stehen sollten, wurde ich fort von ihm gerissen, so wie man fort von der alten Dame gerissen wird, die gerade Tee einschenkt, von dem jungen Mann, der gerade hinten im Stadtvillagarten den Tennisball schlägt, wenn man im Zug an ihnen vorbeirauscht.

Was jedoch den Fleck betrifft, so bin ich nicht sicher. Eigentlich glaube ich nicht, dass er von einem Nagel stammt. Dafür ist er zu groß und zu rund. Ich könnte aufstehen, aber zehn zu eins, dass ich, wenn ich aufstünde und ihn mir näher ansähe, auch nichts mit Sicherheit sagen könnte. Denn wenn etwas einmal geschehen ist, vermag niemand je zu erfahren, wie es passierte. Du meine Güte! Das Mysterium des Lebens! Die Fehlerhaftigkeit des Denkens! Das Unwissen der Menschheit! Um zu veranschaulichen, wie wenig Kontrolle wir über unsere Besitztümer haben, wie zufällig dieses Dasein trotz all unserer Zivilisiertheit immer noch ist, will ich nur einmal ein paar der in einem Menschenleben verlorenen Dinge aufzählen, angefangen mit, denn dieser Verlust erscheint mir stets als der mysteriöseste von allen – welche Katze fräße sie schließlich, welche Ratte zernagte sie? –, drei hellblauen Dosen mit Buchbindewerkzeugen. Dann die Vogelkäfige, die Bandeisen, die Schlittschuhe, der Kohleneimer aus der Queen-Anne-Ära, das Tivolispiel, der Leierkasten – alle fort, und erst die Schmuckstücke. Opale und Smaragde geraten auf einmal zwischen die Steckrüben. Das gibt ein fröhliches Wühlen und Scharren! Geradezu ein Wunder, dass mir noch Kleidung am Leib geblieben ist, dass ich hier noch von standhaften Möbeln umgeben bin. Nun ja, wenn man das Leben mit etwas vergleichen will, dann am ehesten damit, dass man mit achtzig

Stundenkilometern durch den U-Bahn-Tunnel gepustet wird und am anderen Ende sämtliche Haarnadeln eingebüßt hat! Splitternackt ausgespuckt vor Gottes Füße! Kopfüber in die Moorlilienwiesen getaumelt wie eins dieser braunen Päckchen, die sie im Postamt die Rutsche hinunterkippen! Und die Haare wehen hinter einem drein wie ein Rennpferdschwanz. Ja, so scheint mir die Schnelligkeit des Lebens, das beständige Abhandenkommen und Flickschustern ganz gut veranschaulicht. Alles so zufällig, alles so willkürlich ...

Nach dem Leben jedoch. Peu à peu dicke grüne Stängel zu sich herunterziehen, damit der Blütenkelch, sobald er sich neigt, einen mit violetterem und rotem Licht übergießt. Warum sollte man schließlich dort anders geboren werden als hier – hilflos, sprachlos, mit unscharfem Blick, die Wurzeln des Grases betastend und die Zehen der Riesen? Unterscheiden, was Bäume sind und was Männer und Frauen, oder wissen, ob es sie überhaupt gibt, das könnte man erst nach grob fünfzig Jahren. Nichts als Flächen aus Hell und Dunkel, von dicken Stängeln durchschnitten, und ganz hoch oben vielleicht rosenförmige Kleckse unbestimmter Farbe – verschwommen rosa oder blau –, die im Lauf der Zeit deutlicher und ... zu etwas werden, ich weiß nicht, wozu.

Und doch ist der Fleck an der Wand auf keinen Fall ein Loch. Er könnte eigentlich sogar von einem runden schwarzen Ding verursacht sein, wie einem kleinen Rosenblatt, das noch vom Sommer übrig ist, und ich, die ich meinen Haushalt nicht gerade mit Argusaugen führe – man sehe sich nur einmal den Staub auf dem Kaminsims an, den Staub, der, wie es heißt, Troja dreimal unter sich begrub, sodass dort wohl nur noch Geschirrscherben der Vergänglichkeit trotzen.

Der Baum vor dem Fenster klopft sacht an die Scheibe ... Ich möchte in Ruhe nachdenken, besonnen, ausführlich, nie unterbrochen werden, nie von meinem Sessel aufstehen müssen,

möchte geschmeidig vom einen ins andere gleiten, ohne Feindseligkeit oder Hemmnis. Tiefer und tiefer möchte ich sinken, fort von der Oberfläche mit ihren harten, zertrennten Tatsachen. Um mich ein wenig zu fangen, greife ich nach dem erstbesten vorbeitrudelnden Gedanken ... Shakespeare ... Na, der taugt dafür so gut wie jeder andere. Ein Mann, der seinerseits fest im Sessel saß und ins Feuer blickte, und ... Ein Ideenregen fiel unablässig aus einem sehr hohen Himmel durch seinen Geist herab. Er stützte die Stirn auf die Hand, und Leute, die durch die offene Tür hereinsahen – denn diese Szene soll sich an einem Sommerabend abspielen ... Oje, wie öde das ist! Derlei Historienschinken interessieren mich kein bisschen. Stieß ich doch auf einen wohlthuenden Gedankengang, einen, der über Umwege ein gutes Licht auf mich wirft, denn das sind die wohlthuendsten Gedanken, und sie kommen ja sogar den bescheidensten, mausgrauen, jedwem Lob aus tiefster Seele abgeneigten Menschen ziemlich häufig in den Sinn. Solche Gedanken loben einen nicht direkt, das ist das Schöne an ihnen, es sind Gedanken in dieser Art:

»Und dann kam ich ins Zimmer. Das Gespräch drehte sich um Botanik. Ich erzählte, wie ich eine Blume entdeckt hatte, die unter dem Schutt eines alten Hauses auf der Kingsway hervorspross. Ihr Samen, sagte ich, muss unter der Herrschaft Karls des Ersten gesät worden sein. Welche Blumenarten blühten unter Karl dem Ersten?, so fragte ich (erinnere mich aber nicht mehr an die Antwort). Langstielige mit purpurnen Narbenfäden vielleicht. Und so geht es weiter. Währenddessen hübsche ich, liebevoll und verstohlen, mein Ich im Geiste auf, ohne es offen zu bewundern, denn sobald ich das täte, würde ich mich ertappen und aus Selbstschutz eilig zu einem Buch greifen. Tatsächlich ist es doch kurios, wie instinktiv man sein Selbstbild vor Vergötterung oder sonst einer Behandlung schützt, die es lächerlich oder der Vorlage zu unähnlich machen würde, um weiter an es zu glauben.

Wobei, vielleicht ist dieser Reflex nur natürlich. Denn was gibt es Wichtigeres? Angenommen, der Spiegel zerbräche, das Bild verschwände und die romantische Gestalt inmitten der grünen Waldstiefe wäre für immer fort, ließe nur jene menschliche Hülle zurück, die die anderen Leute sehen – Welch eine stickige, seichte, karge, grelle Welt da entstünde! Eine Welt, in der niemand leben wollte. Wenn wir einander in Bussen und U-Bahnen ansehen, schauen wir in den Spiegel. Daher auch das Verschwommene, der gläserne Schimmer in unseren Augen. Und denjenigen, die künftig Romane schreiben, wird die Bedeutsamkeit dieser Spiegelbilder immer bewusster werden, denn natürlich gibt es davon nicht nur eines, sondern nahezu unendlich viele. Diese Tiefen werden sie erforschen, diesen Phantomen nachjagen und in ihren Geschichten immer weniger die Wirklichkeit beschreiben, sondern das Wissen darum als gegeben voraussetzen, wie die Griechen es taten und Shakespeare vielleicht – doch derlei Generalisierung ist vollkommen wertlos. Man achte nur auf den militärischen Klang des Begriffs. Der erinnert an Leitartikel, an Kabinettsminister – an ganze Reihen von Dingen, die man als Kind für das Ding an sich gehalten hat, für den Standard, das Echte, von dem man sich nicht lösen konnte, ohne namenlose Verdammnis fürchten zu müssen. Auf unklare Weise bringt Generalisierung den Londoner Sonntag zurück, sonntägliche Nachmittagsspaziergänge, sonntägliche Essen und eine bestimmte Art, über die Toten zu reden, über Kleidungsstücke und Gewohnheiten – wie die Gewohnheit, bis zu einer bestimmten Uhrzeit gemeinsam in einem Zimmer zu sitzen, obwohl es niemandem gefiel. Für alles gab es eine Regel. Die Tischtuchregel zu jener Zeit besagte, dass diese kleinen gelben Rauten eingewebt sein mussten, wie man es vielleicht von den Fotografien der Flurteppiche in den königlichen Palästen her kennt. Alles andere war kein echtes Tischtuch. Welcher Schrecken und gleichzeitig welches Glück

einen überkamen, als man entdeckte, dass all diese echten Dinge, Sonntagsessen, Sonntagsspaziergänge, Landhäuser, Tischtücher, gar nicht absolut echt waren, sondern eigentlich halb nur Phantome und dass die dem Ungläubigen drohende Verdammnis eigentlich nur verbotener Freiheitssinn war. Was nimmt nun den Platz dieser Dinge ein, frage ich mich, dieser echten Dinge, dieser Standards? Männer vielleicht, wenn man eine Frau ist. Der männliche Blickwinkel, der unsere Leben regiert, der den Standard setzt, der Whitakers Adelstabelle aufstellt, jene Rangordnung, die seit dem Krieg, wie ich glaube, für viele Männer und Frauen halb zum Phantom geworden ist und die bald, wie ich hoffe, in den Abfalleimer gelacht werden wird, worin die Phantome landen, die Mahagonianrichten und die Landseer-Drucke, die Götter und Teufel, die Hölle und so weiter, während wir alle in einem Rausch von verbotenem Freiheitssinn zurückbleiben – falls Freiheit existiert ...

In einem bestimmten Licht wirkt es eher so, als würde der Fleck von der Wand abstehen. Und auch gar nicht ganz rund sein. Vielleicht irre ich mich, aber er scheint sogar einen Schatten zu werfen, ganz als würde mein Finger, wenn ich ihn die Wand hinabgleiten ließe, dort einen dieser kleinen, sanft auf- und abschwingenden Erdhügel überqueren, wie es sie in den South Downs gibt und die, so heißt es, entweder Grab- oder Wehrbauten waren. Von den beiden Möglichkeiten bevorzuge ich die Grabvariante, da ich mich wie die meisten in England nach Melancholie sehne und es nur natürlich finde, am Ende eines Spaziergangs an die unter der Grasnarbe ruhenden Knochen zu denken ... Irgendwo muss es ein Buch darüber geben. Irgendein Altertumsforscher muss diese Knochen ausgegraben und ihnen einen Namen gegeben haben ... Welche Sorte Mensch, frage ich mich, wird Altertumsforscher? Hauptsächlich Staboffiziere im Ruhestand, wage ich zu behaupten, die Gruppen betagter Arbei-

ter hier heraufführen, um Erd- und Steinklumpen zu untersuchen, und die in Korrespondenz mit dem benachbarten Pfarramt treten, worauf jenes, indem es zur Frühstückszeit öffnet, den älteren Herren ein Gefühl der Wichtigkeit schenkt, und natürlich erfordert das Vergleichen von Pfeilspitzen auch Reisen durchs Land zu den Kreisstädten – ein angenehmes Erfordernis sowohl für die älteren Herren als auch für ihre Ehefrauen, die Pflaumenmarmelade einkochen wollen oder im Arbeitszimmer einmal ordentlich durchwischen und daher guten Grund haben, die Spannung um die große Frage nach Grab- oder Wehrbau stetig zu schüren, während der Offizier selbst sich wohlighilosophisch fühlt, indem er Beweise für beide Möglichkeiten zusammenträgt. Doch letzten Endes tendiert er zur Wehrbauvariante und verfasst, als ihm widersprochen wird, eine Streitschrift, die er gerade beim Quartalstreffen des Ortsvereins vorlesen will, als ihn ein Schlaganfall niederstreckt, weshalb seine letzten bewussten Gedanken sich nicht um Frau oder Kind drehen, sondern um den Wehrbau und die dort gefundene Pfeilspitze, die jetzt hinter Glas im örtlichen Heimatmuseum liegt, zusammen mit dem Fuß einer chinesischen Mörderin, einer Handvoll elisabethanischer Nägel, einer großen Auswahl Tonpfeifen aus der Tudorzeit, einem Stück römischer Töpferware und einem Weinglas, aus dem einst Admiral Nelson trank und das somit ... etwas beweist, ich weiß beim besten Willen nicht, was.

O nein, nichts ist bewiesen, nichts ist bekannt. Und wenn ich in genau diesem Moment aufstehen und feststellen würde, dass der Fleck an der Wand in Wirklichkeit ein – was nehmen wir? – riesiger alter Nagelkopf ist, der vor zweihundert Jahren dort hineingeschlagen wurde und der jetzt, wegen des durch ganze Generationen von Hausmädchen verursachten, geduldigen Abriebs, sein Haupt aus den Farbschichten streckt, um zum ersten Mal das moderne Leben in Gestalt eines weiß gestrichenen, kaminfeuer-

beschienenen Zimmers zu erblicken, was sollte ich dadurch gewinnen? – Wissen? Material für weitere Spekulationen? Spekulieren kann ich ebenso gut, wenn ich sitzen bleibe. Und was ist schon Wissen? Was sind unsere Gelehrten anderes als die Nachfahren von Hexen und Einsiedlern, die sich in ihre Höhlen duckten, in den Wäldern Kräutertränke zusammenbrauten, Spitzmäuse befragten und die Sprache der Sterne notierten? Je weniger wir sie verehren, während gleichzeitig unser Aberglaube schwindet und unser Respekt für die Schönheit und Kraft des Geistes wächst ... Ja, man könnte sich eine sehr angenehme Welt vorstellen. Eine ruhige, geräumige Welt mit sattroten und -blauen Blumen auf den weiten Feldern. Eine Welt ohne Professoren, Experten oder Haushälterinnen mit Polizistenprofil, eine Welt, die man mit seinen Gedanken teilen könnte, wie ein Fisch mit der Flosse das Wasser teilt, Seerosenstängel streift, über weißen Seeigelnestern schwebt ... Wie friedlich es ist hier unten, wo man, verwurzelt im Herzen der Welt, emporblickt durch die grauen Wasser mit ihrem jähen Aufglitzern und ihren Spiegelungen – wäre da nicht Whitakers Almanach – wäre da nicht diese Adelstabelle!

Ich muss einfach aufspringen und nachsehen, was der Fleck an der Wand wirklich ist – ein Nagel, ein Rosenblatt, ein Spalt im Holz?

Hier spielt die Natur einmal wieder ihr altes Spiel namens Selbsterhaltung. Durch meinen Gedankengang, so merkt sie, droht die reinste Energieverschwendung, eine Kollision gar mit der Wirklichkeit, denn wer wäre je imstande, auch nur einen Finger gegen Whitakers Rangordnung zu erheben? Dem Erzbischof von Canterbury folgt der Hohe Lordkanzler, dem Hohen Lordkanzler folgt der Erzbischof von York. Jeder folgt jemandem, so Whitakers Philosophie. Und das Tolle daran ist zu wissen, wer wem folgt. Whitaker weiß es und wir sollen uns, so rät die Natur, davon nicht erzürnen, sondern trösten lassen. Und bevor man

sich partout nicht trösten lassen kann, bevor man unbedingt diese Stunde des Friedens zerschlagen muss, denke man an den Fleck an der Wand.

Ich verstehe das Spiel der Natur – dass sie, um jeden Gedanken zu beenden, der womöglich begeistern oder gar wehtun könnte, zur Tätigkeit antreibt. Daher rührt, so scheint mir, auch unsere leichte Verachtung für Männer der Tat – Männer, die, wie wir vermuten, nicht denken. Trotzdem kann es nicht schaden, hinter unangenehme Gedanken einen Punkt zu setzen, indem man einen Fleck an der Wand betrachtet.

Tatsächlich fühle ich mich jetzt, da ich meinen Blick fest auf den Fleck gerichtet halte, als hätte ich mitten auf hoher See eine Planke zu fassen bekommen. Ich verspüre eine befriedigende Echtheit, die die zwei Erzbischöfe und den Hohen Lordkanzler im Handumdrehen in Schatten von Schatten verwandelt. Hier ist etwas Konkretes, etwas Echtes. Deswegen macht man auch, wenn man mitten in der Nacht aus einem Schreckenstraum hochfährt, hastig Licht, bleibt andächtig liegen und betet die Kommode an, die Festigkeit, die Wirklichkeit, die unpersönliche Welt, die beweist, dass es eine andere Existenz neben der unseren gibt. Dessen möchte man sicher sein ... Es ist angenehm, über Holz nachzudenken. Holz kommt vom Baum. Bäume wachsen, ohne dass wir wissen, wie sie das tun. Jahr um Jahr wachsen sie, ohne sich um uns zu kümmern, auf Wiesen, in Wäldern und an Flussufern – etwas, an das man gern denkt. In ihrem Schatten schlagen die Kühe an heißen Nachmittagen mit dem Schwanz nach Fliegen. Sie malen die Flüsse so grün, dass man, wenn ein Sumpfhuhn hineintaucht, in der Erwartung stehen bleibt, es werde mit grün eingefärbtem Federkleid wieder auftauchen. Gern denke ich an die Fische, die sich in die Strömung stellen wie wehende Flaggen. Und an die Wasserkäfer, die bedächtig ihre Schlammkuppeln im Flussbett errichten. Ich denke gern an den Baum selbst: erst das dichte,

trockene Gefühl des Holzseins, dann das Knirschen im Sturm, dann das langsame, köstliche Fließen der Säfte. Auch an den Baum, der in Winternächten auf kahlem Feld steht, mit eingerollten Blättern, ohne den Stahlgeschossen des Mondes etwas Zartes preiszugeben, denke ich gern, an diesen blanken Schiffsmast auf einer Erde, die die ganze Nacht hindurch taumelt und schwankt. Der Junigesang der Vögel muss unglaublich laut und fremdartig sein und das Trippeln der Insekten unglaublich kalt, wenn sie sich mühsam durch die Rindenfurchen emporarbeiten oder sich auf den zarten grünen Blattmarkisen sonnen und mit diamantgeschliffenen roten Augen reglos geradeaus starren ... Eine Faser nach der anderen reißt unter dem lastenden kalten Erdendruck, bis schließlich der letzte Sturm kommt und selbst die höchsten Äste tief in den Boden zurückfallen. Und doch ist das Leben noch nicht vorbei. Auf der ganzen Welt erwarten den Baum noch Tausende Existenzen voller Geduld und Wachsamkeit, in Schlafstuben, auf Schiffen, auf Gehwegen, in Wohnzimmern, wo Männer und Frauen nach dem Tee eine Zigarette rauchen. So voll friedlicher, voll glücklicher Gedanken steckt dieser Baum, dass ich jeden einzelnen davon genießen möchte – doch etwas gerät mir in den Weg ... Wo war ich? Worum ging es hier? Um einen Baum? Einen Fluss? Die Downs? Whitakers Almanach? Die Moorlilienwiesen? Ich kann mich an nichts mehr erinnern. Alles bewegt sich, fällt, entgleitet, verschwindet ... Etwas Gewaltiges erhebt sich. Jemand beugt sich über mich und sagt:

»Ich geh eine Zeitung kaufen.«

»Ja?«

»Obwohl das eigentlich sinnlos ist ... Es ändert sich eh nie etwas. Verflucht sei dieser Krieg, gottverdammte er! ... Trotzdem weiß ich nicht, was eine Schnecke bei uns an der Wand zu suchen hat.«

Ah, der Fleck an der Wand! Er war eine Schnecke.

Kew Gardens

An die hundert Stängel streckten sich aus dem ovalen Blumenbeet empor, spreizten auf halbem Weg herz- oder zungenförmiges Blattgrün und öffneten an der Spitze erhaben betupfte rote, blaue oder gelbe Blütenblätter. Dieser roten, blauen oder gelben Glut der Kehle entsprang ein kerzengerader, dick goldbestäubter Griffel samt Blütennarbe. Die Blütenblätter waren groß genug, um sich in der leichten Sommerbrise zu regen, und wenn sie das taten, legten die roten, blauen und gelben Lichter sich übereinander, sodass auf dem Erdenbraun darunter ein unendlich vielschichtiger Farbfleck entstand. Das Licht fiel bald auf den glatten grauen Rücken eines Kiesels, bald auf ein braun geädertes Schneckenhaus oder erfüllte, wenn es in einem Regentropfen landete, die hauchdünne Wasserkuppel mit einem so satten Rot, Blau oder Gelb, dass man glaubte, sie würde davon zerspringen. Stattdessen jedoch blieb der Tropfen schon im nächsten Moment wieder silbergrau zurück, weil das Licht sich jetzt auf das Fleisch eines Blattes legte, die verzweigten Äderchen im Innern zum Vorschein brachte und gleich darauf weiterzog und seinen Schein unter dem weitläufigen Gewölbe des herz- und zungenförmigen Blattgrüns ausbreitete. Als dann die Brise etwas stärker ging, wurde das farbige Leuchten emporgesandt, in die Augen der Männer und Frauen, die im Juli durch die Kew Gardens spazieren.

In einem seltsam unsteten Gang, der dem Zickzack der gaukelnden weißen und blauen Schmetterlinge nicht unähnlich war, streiften die Männer- und Frauengestalten zwischen den Beeten umher. Der Mann schlenderte müßig eine Handbreit vorweg, während die Frau entschlossener vorwärtsstrebte und nur dann und wann den Kopf danach umdrehte, ob die Kinder noch in der Nähe waren. Absichtlich, wenn auch vielleicht unbewusst, hielt

der Mann diesen Abstand zur Frau, denn er wollte seine Gedanken fortführen.

»Vor fünfzehn Jahren war ich mit Lily hier«, dachte er. »Wir saßen irgendwo dort an einem See und den ganzen heißen Nachmittag hindurch flehte ich sie an, mich zu heiraten. Wie ausdauernd uns die Libelle umkreiste. Wie deutlich ich das Tier noch sehe, und ihren Schuh mit der viereckigen silbernen Schnalle an der Spitze. Die ganze Zeit, während ich sprach, hatte ich diesen Schuh vor Augen, und als der ungeduldig wippte, wusste ich, ohne aufzusehen, was sie sagen würde – ihr ganzes Wesen schien in diesem Schuh zu stecken. Und meine Liebe, mein Sehnen steckten in der Libelle. Aus irgendeinem Grund glaubte ich, wenn das Tier sich auf dieses Blatt setzte, auf das breite dort mit der roten Blüte in der Mitte, wenn es sich auf das Blatt setzte, dann würde sie sofort ›Ja‹ sagen. Doch die Libelle flog nur immer im Kreis, setzte sich nirgendwo hin – natürlich nicht, zum Glück nicht, denn sonst spazierte ich ja jetzt nicht hier mit Eleanor und den Kindern. Sag, Eleanor, denkst du manchmal an früher?«

»Warum fragst du, Simon?«

»Weil ich an früher gedacht habe. An Lily, die Frau, die ich fast geheiratet hätte ... Nun, warum sagst du nichts? Stört es dich, wenn ich an früher denke?«

»Warum sollte es, Simon? Denkt man nicht automatisch an früher in so einem Park, in dem Männer und Frauen unter Bäumen liegen? Sind sie nicht die eigene Vergangenheit, was davon übrig ist, diese Männer und Frauen, diese Geister unter den Bäumen ... das eigene Glück, die eigene Wirklichkeit?«

»Für mich sind eine viereckige silberne Schuhschnalle und eine Libelle –«

»Für mich ist es ein Kuss. Denk dir sechs kleine Mädchen vor zwanzig Jahren. Unten am Seeufer sitzen sie vor ihren Leinwänden und malen Seerosen, die ersten roten Seerosen, die ich je ge-

sehen hatte. Und plötzlich ein Kuss, in meinem Nacken. Und den ganzen Nachmittag lang zitterte mir derart die Hand, dass ich nicht malen konnte. Ich nahm meine Uhr aus der Tasche und setzte mir eine Zeit, an der ich mir, für fünf Minuten nur, erlauben würde, an den Kuss zu denken. So kostbar war er, der Kuss einer grauhaarigen alten Frau mit einer Warze auf der Nase – die Mutter aller Küsse meines Lebens. Komm, Caroline. Komm, Hubert.«

Weiter am Blumenbeet entlang gingen sie, jetzt zu viert nebeneinander, und wurden bald zwischen den Bäumen, wo Sonnenlicht und Schatten zitternd über ihre Rücken schwammen, immer kleiner und durchscheinender.

Währenddessen regte sich im Oval des Beetes ganz zaghaft nun die Schnecke in ihrem Haus, das bestimmt zwei Minuten lang rot, blau und gelb gefärbt worden war, streckte den Kopf heraus und begann, über die Erdkrümel hinwegzukriechen, die sich unter ihrer Berührung lösten und fortrollten. Sie schien ein festes Ziel vor Augen zu haben und unterschied sich hierin von dem eigenartigen hageren grünen Insekt, das mit seinen langen Beinen erst ihren Weg kreuzen wollte, dann jedoch mit wie vor Unschlüssigkeit zitternden Fühlern kehrtmachte und ebenso hastig und ungenlenk, wie es gekommen war, in die entgegengesetzte Richtung davonstakste. Tiefgrüne Seen zwischen braunen Steilhängen, schmale, klingengleiche Bäume, die sich von der Wurzel bis zur Spitze im Wind bogen, graue Felsbrocken, weite, zerklüftete Ebenen, deren dünner Grund knackend nachgab – all das lag dem Vorankommen der Schnecke zwischen einem Stängel und dem nächsten im Weg. Bevor sie jedoch entschieden hatte, ob sie das vor ihr hochaufragende tote Blatt umkriechen oder ihm die Stirn bieten wollte, kamen weitere Menschenfüße am Beet vorbei.

Diesmal zwei Männer. Die Miene des Jüngeren war auf womöglich künstliche Weise gelassen. Wenn sein Begleiter sprach, hob er den Blick und richtete ihn starr und fest geradeaus, nur

um ihn, hatte der andere fertig gesprochen, wieder auf den Boden zu richten und sodann manchmal erst nach einer langen Pause den Mund zu öffnen oder ihn gleich ganz geschlossen zu lassen. Der ältere Mann hingegen bewegte sich auf eine seltsam unstete, schwankende Weise vorwärts, bei der er, fast wie ein ungeduldiges Kutschpferd, das nicht länger vorm Haus warten will, die Hand vorstieß und den Kopf zurückwarf. Doch bei dem Mann hatte dieses Gebaren weder Entschlusskraft noch Ziel. Er redete nahezu unablässig, dann lächelte er und redete weiter, als wäre das Lächeln eine Antwort gewesen. Er redete über die Geister, die Geister der Toten, die ihm, wie er behauptete, sogar hier beim Spaziergang allerlei Sonderbares über ihre Erlebnisse im Himmel erzählten.

»Den alten Griechen, William, galt Thessalien als Himmel, und jetzt rollt wegen dieses Krieges die Geistermaterie dort wie Donner zwischen den Bergen umher.« Er hielt inne, schien zu horchen, lächelte, warf den Kopf zurück und fuhr fort:

»Du nimmst dir eine kleine Batterie und etwas Gummi, um das Kabel zu dämmen – isolieren? – dämmen? – na, lassen wir die Details, bringt ja nichts, von Details zu reden, die keiner versteht – kurzum: Die kleine Maschine platzierst du nach Gutdünken, sagen wir, auf einem hübschen Mahagonigestell, am Kopfende des Bettes. Nachdem die Arbeiter unter meiner Anleitung dann alle nötigen Handgriffe getan haben, legt die Witwe ihr Ohr ans Gerät und ruft den Geist mit dem vereinbarten Zeichen. Frauen! Witwen! Frauen in Schwarz –«

Hier schien sein Blick auf das Kleid einer Frau ein Stück abseits gefallen zu sein, das im Schatten purpurschwarz wirkte. Er nahm den Hut ab, legte die Hand aufs Herz und machte Anstalten, ihr unter hitzigem Murmeln und Gestikulieren entgegenzueilen. Doch William hielt ihn am Ärmel fest und tippte, um die Aufmerksamkeit des Alten auf etwas anderes zu lenken, mit der

Spazierstockspitze an eine Blume. Nachdem der Alte sie einen Moment lang verwirrt angeblickt hatte, legte er das Ohr an den Blütenkelch und schien auf eine daraus tönende Stimme zu antworten, denn er begann, über die Wälder Uruguays zu sprechen, die er vor Hunderten Jahren mit der schönsten Frau Europas bereist hatte. Man konnte ihn vor sich hin murmeln hören über die Wälder Uruguays, bedeckt von den wächsernen Blüten tropischer Rosen, über Nachtigallen, Sandstrände, Nixen und ertrunkene Frauen, während er sich von William, dem die stoische Geduld immer deutlicher ins Gesicht geschrieben stand, widerwillig weiterziehen ließ.

Hinter den beiden kamen, nah genug, um von den Gesten des Alten leicht befremdet zu sein, zwei ältere Damen der unteren Mittelschicht daher, die eine dick und behäbig, die andere rotwangig und flink. Wie die meisten Leute ihres Standes waren sie unverblümt fasziniert von allem Exzentrischen, das auf eine Geistesstörung hindeutete, am besten noch bei einem Gutsituieren. Allerdings kamen sie dann doch nicht nah genug, um zu entscheiden, ob diese Gesten noch exzentrisch oder schon wahrhaft irre waren. Nachdem sie den Rücken des alten Mannes einen Augenblick lang schweigend gemustert und einander einen scheelen Blick zugeworfen hatten, gingen sie energischen Schrittes weiter und setzten ihren hochkomplexen Dialog fort:

»Nell, Bert, Lot, Cess, Phil, Pa, er sagt, ich sag, sie sagt, ich sag, ich sag, ich sag –«

»Mein Bert, Sis, Bill, Opa, der alte Mann, Zucker,
Zucker, Mehl, Räucherfisch, Grünzeug,
Zucker, Zucker, Zucker.«

Mit einem seltsamen Ausdruck blickte die Behäbige durch den Vorhang aus fallenden Wörtern auf die kühl, fest und aufrecht in der Erde stehenden Blumen. Sie sah sie wie eine, die aus tiefem

Schlaf erwacht und einen Messingkerzenständer auf ungewohnte Weise das Licht reflektieren sieht, dann die Augen schließt und öffnet, wieder den Kerzenständer sieht und, mit einem Mal hellwach, ihn mit ganzer Kraft anstarrt. Wie angewurzelt blieb die schwere Frau vor dem ovalen Blumenbeet stehen und tat nicht einmal mehr so, als würde sie der anderen zuhören. Sie stand da, ließ die Wörter auf sich niederregnen, wiegte langsam den Oberkörper vor und zurück und betrachtete die Blumen. Dann schlug sie vor, dass man sich langsam ein Plätzchen für die Teepause suchen könnte.

In der Zwischenzeit hatte die Schnecke sämtliche Möglichkeiten erwogen, wie sie an ihr Ziel gelangen konnte, ohne um das tote Blatt herum- oder darüber hinwegzukriechen. Denn ganz zu schweigen von der Anstrengung, die das Erklettern eines Blatts bedeutete, sie bezweifelte auch, dass dieses morsche Exemplar, das schon beim leichten Antippen mit dem Fühler unter verdächtigem Knistern ins Beben geriet, ihr Gewicht tragen würde. Und dies bewog sie nun schließlich dazu, einfach unter dem Blatt hindurchzukriechen, da es sich an einer Stelle hoch genug wölbte, um sie einzulassen. Gerade hatte sie den Kopf in die Öffnung geschoben, einen prüfenden Blick auf das braune Dach hoch über ihr geworfen und sich an das kühlbraune Licht gewöhnt, als draußen auf dem Rasen zwei weitere Leute vorbeigingen. Diesmal waren sie beide jung, ein junger Mann und eine junge Frau. Beide befanden sich in der Blüte der Jugend oder gar in jener Jahreszeit, die der Blüte der Jugend vorausgeht, jener Zeit, da die weichen pinken Blütenblätter ihre versiegelte Kapsel noch nicht gesprengt haben, da die Flügel des Schmetterlings zwar schon ausgewachsen sind, aber noch unbewegt in der Sonne verharren.

»Zum Glück ist heute nicht Freitag«, stellte er fest.

»Warum? Bist du abergläubisch?«

»Freitags muss man sechs Pence bezahlen.«

»Was sind schon sechs Pence? Ist dir das hier keine sechs Pence wert?«

»Das hier? Was meinst du mit ›das hier‹?«

»Ach, einfach alles, ich meine, du weißt, was ich meine.«

Lange Pausen entstanden jeweils zwischen diesen Bemerkungen, die mit ausdrucks- und tonlosen Stimmen geäußert wurden. Das Paar blieb am Beetrand stehen, dann bohrten die beiden gemeinsam das Ende ihres Sonnenschirms tief in die weiche Erde. Dies und der Umstand, dass seine Hand dabei auf ihrer lag, drückten auf eine seltsame Art ihre Gefühle aus, so wie auch die knappen, unbedeutenden Worte etwas ausdrückten, Worte mit für ihre Bedeutungsschwere zu kurzen Flügeln, die sie nicht weit zu tragen vermochten, sodass sie recht un gelenk auf den ganz gewöhnlichen und doch, für ihre ungeübte Berührung, so gewaltigen Dingen um sie her landeten. Aber wer weiß schon (so dachten sie, während sie den Sonnenschirm in die Erde bohrten), ob diese Dinge nicht Abgründe bargen oder ob nicht auf ihrer anderen Seite Eishänge in der Sonne glitzerten. Wer weiß? Wer hat es je gesehen? Selbst als sie bloß laut überlegte, welche Sorte Tee sie einem in Kew wohl servierten, hatte er den Eindruck, dass hinter ihren Worten breit und massiv etwas lauerte. Und dann lichtete der Nebel sich langsam und gab den Blick frei auf – o Himmel, was kam dort zum Vorschein? – weiße Tischchen und Kellnerinnen, die erst sie, dann ihn anschauten. Und eine Rechnung, die er mit einer echten Zweishillingmünze bezahlen würde, und diese Münze war echt, waschecht, so versicherte er sich und befühlte das Geldstück in seiner Tasche, echt für jeden, außer für ihn und für sie. Wobei es sich sogar für ihn langsam echt anfühlte. Und dann ... Doch es war zu aufregend, dort weiter zu stehen und nachzudenken, also zog er den Sonnenschirm mit einem Ruck aus der Erde und konnte es kaum erwarten, dorthin zu kommen, wo man mit anderen Leuten, wie andere Leute, Tee trank.

»Komm, Trissie, es wird Zeit für unsern Tee.«

»Aber wo trinkt man denn hier seinen Tee?«, fragte sie mit vor Aufregung ganz seltsam kieksender Stimme, blickte unentschlossen umher, ließ sich weiter den Rasenpfad entlangzerren, schleifte den Sonnenschirm hinter sich drein, wandte den Kopf bald nach hier, bald nach dort, vergaß ihren Tee, wollte bald diesen, bald jenen Weg nehmen, erinnerte sich an Orchideen und an Kraniche zwischen Wildblumen, an eine chinesische Pagode und einen Vogel mit blutrotem Federkamm, doch er zog sie weiter.

So streifte ein Paar nach dem anderen mit der nahezu immer gleichen unsteten und ziellosen Gangart an dem Blumenbeet vorbei und wurde in Schicht um Schicht aus grünblauem Dunst gehüllt, worin ihre Körper erst noch Substanz und einen Schuss Farbe besaßen, ehe sich beides in dem Grünblau auflöste. Wie heiß es war! So heiß, dass selbst die Drossel es vorzog, mit langen Pausen zwischen einer Bewegung und der nächsten wie ein Aufziehvogel durch den Schatten der Blumen zu hüpfen. Statt weiter umherzugaukeln, tanzten die Schmetterlinge einer über dem anderen und bildeten über den größten Blumen im Beet mit ihrem schneeweißen Flockengestöber den Umriss einer geborstenen Marmorsäule. Die Glasdächer des Palmenhauses schimmerten, als wäre in der Sonne ein ganzer Marktplatz aus glänzend grünen Regenschirmen aufgeklappt, und im fernen Flugzeuggedröhn raunte die wilde Seele des Sommerhimmels. Gelb und Schwarz, Pink und Schneeweiß – Gestalten in all diesen Farben, Männer, Frauen und Kinder waren einen Augenblick lang am Horizont auszumachen, bevor sie, angesichts der gelben Weite, die auf dem Gras lag, zögerten und unter den Bäumen Schatten suchten, wo sie wie Wassertropfen im gelbgrünen Dunst zeringeln und ihn nur sacht rot und blau färbten. Es schien, als wären all die plumpen, schweren Körper in der Hitze niedergesunken und lägen nun regungslos dicht gedrängt da, bloß ihre Stimmen flackerten

noch über ihnen, als taumelten Flammen über den zähwächsernen Leibern von Kerzen. Stimmen. Ja, Stimmen. Wortlose Stimmen, die jäh die Stille durchbrachen mit tiefer Zufriedenheit, mit feurigem Sehnen oder, im Fall der Kinderstimmen, mit taufrischer Überraschung. Die Stille durchbrachen? Es gab ja hier gar keine Stille. Die ganze Zeit rollten die Reifen und schalteten die Gänge der Omnibusse. Wie ein gewaltiger Satz stahlblecherner Schachteln, die, ineinandergestapelt, unablässig sich drehen – so klang das Gemurmel der Stadt. Darüber hin gellten die Stimmen, und die Myriaden von Blütenblättern sandten ihr farbiges Leuchten empor.

Feste Gegenstände

Das Einzige, was sich auf dem weiten Halbkreis des Strandes bewegte, war ein kleiner schwarzer Punkt. Während er sich Rippen und Rückgrat des gestrandeten Sardinenfischerboots näherte, wurde durch eine gewisse Durchlässigkeit der Schwärze erkennbar, dass dieser Punkt vier Beine besaß. Und mit jedem Augenblick wurde klarer, dass er aus den Gestalten zweier junger Männer bestand. Auch zeugte die Art, wie sich ihre Umrisse vom Strand abhoben, von einer unverkennbaren Lebhaftigkeit, einem unbestimmbaren Schwung im, wenn auch nur schwachen, Vor und Zurück ihrer Körper, der darauf hindeutete, dass den winzigen Mündern in den kleinen Kugelköpfen eine heftige Diskussion entsprang. Erhärtet wurde dieser Eindruck bei genauerem Hinsehen durch das rhythmische Vorschnellen eines Spazierstocks rechter Hand. »Du willst mir also erzählen ... Glaubst du wirklich, dass ...«, so schien der Spazierstock rechter Hand neben den Wellen energisch vorzubringen, während er lange schnurgerade Striche in den Sand kerbte.

»Verdammt sei die Politik!«, tönte es deutlich von dem Umriss linker Hand, und während derlei Worte gesprochen wurden, gewannen die Münder, Nasen, Kinne, Schnurrbärtchen, Tweedmützen, Raulederstiefel, Jagdmäntel und karierten Socken der Sprechenden immer mehr an Deutlichkeit. Der Rauch ihrer Pfeifen stieg in die Luft. Auf meilenlanger, schier endloser Weite aus See und Sand gab es nichts Festeres, Lebendigeres, Härteres, Roterer, Haarigeres und Männlicheres als diese beiden Gestalten.

Neben den sechs Rippen und dem Rückgrat des schwarzen Fischerboots ließen sie sich in den Sand fallen. Man kennt das: wie der Körper einen Streit abzuschütteln und für eine gewisse Hitzigkeit um Entschuldigung zu bitten scheint, wie er im Sich-

fallenlassen, im Betonen seiner Schlawheit die Bereitschaft ausdrückt, etwas Neues aufzugreifen – was immer sich eben gerade anbietet. Deswegen begann Charles, dessen Spazierstock rund einen Kilometer lang den Strand aufgeschlitzt hatte, flache Schiefersteine übers Wasser springen zu lassen, und John, der »Verdammt sei die Politik!« ausgerufen hatte, machte sich daran, seine Hand in den Sand zu bohren. Während er dabei immer tiefer kam, bis übers Handgelenk und noch weiter, sodass er den Ärmel ein Stück hochschieben musste, verließ die Eindringlichkeit oder vielmehr der Hintergrund aus Überlegung und Erfahrung, der erwachsenen Augen diese unergründliche Tiefe gibt, seinen Blick und hinterließ nichts als die klare, durchlässige, reines Staunen bekundende Oberfläche, die man von Kinderaugen kennt. Sicher hatte das Wühlen im Sand etwas damit zu tun. Er erinnerte sich daran, dass, wenn man erst einmal lange genug gegraben hat, sich zwischen den Fingerspitzen das Wasser sammelt. Aus dem Loch wird so wahlweise ein Burggraben, ein Brunnen, eine Quelle, ein Geheimgang zum Meer. Während er noch darüber nachdachte, wofür er sich entscheiden sollte, trafen seine Finger im Wasser auf etwas Hartes, schlossen sich um einen prallen Tropfen von etwas Festem, den sie aus seiner Position lösten und in Gestalt eines unregelmäßigen Brockens ans Tageslicht beförderten. Nachdem die Sandschicht abgerieben war, kam ein grünlicher Farbton zum Vorschein. Der Brocken war ein Stück Glas, so dick, dass man fast nicht hindurchsehen konnte. Das Meer hatte Ecken und Kanten so stark geglättet, dass unmöglich zu sagen war, ob es einst als Flasche, Becher oder Fensterscheibe gedient hatte. Er war reines Glas. Fast schon ein Edelstein. Man müsste ihn nur in Gold fassen oder mit einer Öse versehen, schon würde aus ihm ein Schmuckstück. Der Anhänger einer Halskette oder das mattgrüne Schimmern an einem Finger. Vielleicht war er sogar tatsächlich ein Edelstein, etwas, das eine dunkle Prinzes-

sin im Heck eines Bootes getragen hatte, während sie, dem Gesang der Sklaven lauschend, die sie durch die Bucht ruderten, die Hand ins Wasser hängen ließ. Oder die Eichenwände einer versunkenen elisabethanischen Schatztruhe waren geborsten, und die Smaragde, immer wieder und wieder und wieder vom Wellengang überrollt, hatten schließlich den Strand erreicht. John drehte und wendete ihn, hielt ihn bald ins Licht, bald so, dass die unregelmäßige Form den Leib seines Freundes samt ausgestrecktem Arm verdeckte. Das Grün wurde blasser oder kräftiger, je nachdem, ob man es gegen den Himmel oder den Körper hielt. Das Glasstück gefiel ihm, verblüffte ihn. Es war so hart, so konzentriert, ein so fest umrissener Gegenstand im Vergleich zu der dunstigen See und der diesigen Küste.

Da störte ihn ein Seufzer – ein tiefer, abschließender, der ihm bewusst machte, dass sein Freund Charles alle flachen Steine in Reichweite geworfen hatte oder zu dem Schluss gelangt war, dass weiterzuwerfen sich nicht lohnte. Seite an Seite aßen sie ihre Sandwiches. Nachdem sie aufgegessen, die Krümel abgeschüttelt und sich erhoben hatten, nahm John wieder das Glasstück in die Hand und betrachtete es schweigend. Auch Charles betrachtete es. Doch er sah sofort, dass es nicht flach war, und während er seine Pfeife stopfte, sagte er mit dem Schwung, der einen törichten Gedankengang fortwischt:

»Was ich vorhin meinte –«

Er sah nicht, oder falls doch, so bemerkte er es wohl kaum, dass John, nachdem er das Glasstück noch einen Moment länger betrachtet hatte, es auf eine zögernde Art in die Tasche gleiten ließ. Auch dieser Impuls mag der eines Kindes gewesen sein, eines Kindes, das auf einer mit Kieselsteinen übersäten Straße einen von ihnen aufhebt, ihm ein Leben voll Wärme und Sicherheit auf dem Kaminsims seines Zimmers verspricht, sich dabei in dem Gefühl von Macht und Güte sonnt, das eine solche Tat mit

sich bringt, und das Herz des Steins springen zu fühlen glaubt vor Freude darüber, sich unter Tausenden auserwählt zu sehen und statt eines Daseins in Kälte und Nässe auf der Chaussee dieser Glückseligkeit teilhaftig zu werden. »Wie schnell hätte es einer der Tausenden anderen Steine werden können? Aber nein, ich, ich, ich bin es geworden!«

Ob John dies nun dachte oder nicht, das Glasstück fand seinen Platz auf dem Kaminsims, wo es, schwer auf einem kleinen Stapel Rechnungen und Korrespondenz liegend, nicht nur einen hervorragenden Briefbeschwerer abgab, sondern auch dem von der Buchseite abschweifenden Blick des jungen Mannes als natürlicher Haltepunkt diente. Wird ein Gegenstand immer wieder halb unbewusst von einem Verstand wahrgenommen, der eigentlich an etwas anderes denkt, dann verschmilzt dieser Gegenstand so untrennbar mit dem Gedankenmaterial, dass er seine ursprüngliche Form verliert und sich, leicht verändert, neu zusammenfügt zu einem idealen Gebilde, das uns, wenn wir es am wenigsten erwarten, urplötzlich in den Sinn kommt. So fühlte sich John beim Spaziergehen auf einmal von Trödeläden angezogen, bloß weil etwas im Schaufenster ihn an das Glasstück erinnerte. Das konnte alles Mögliche sein, solange es nur ein mehr oder weniger runder Gegenstand war, der vielleicht eine ersterbende Flamme tief im Innern trug, alles Mögliche eben – Porzellan, Glas, Bernstein, Fels, Marmor – selbst das glatte Oval eines prähistorischen Vogeleis genügte. Auch gewöhnte John sich an, den Blick auf den Boden zu richten, besonders auf Brachflächen, wo die Haushalte sich ihres Abfalls entledigen. Dort gab es oft solche Gegenstände – verworfen, niemandem nützlich, unförmig, abgelegt. Binnen weniger Monate hatte er vier oder fünf Exemplare beisammen, die ihren Platz auf dem Kaminsims einnahmen. Dort waren sie auch wieder von Nutzen, denn ein Parlamentskandidat an der Schwelle zum Erfolg hat jede Menge

Papiere in Ordnung zu halten – Wahlreden, Grundsatzserklärungen, Mitgliedschaftsangebote, Dinnereinladungen und so weiter.

Eines Tages, als John sich eilig von seiner Wohnung im Temple-Bezirk auf den Weg zum Zug machte, um zu einer Ansprache an seine Wähler zu fahren, blieb sein Blick an einem bemerkenswerten Gegenstand hängen, der halb versteckt auf einem dieser schmalen Rasenstreifen rings um die Grundmauern imposanter Gerichtsgebäude lag. Wegen des Zauns konnte John ihn nur mit der Spazierstockspitze erreichen. Trotzdem sah er sofort, dass es sich um ein höchst außergewöhnlich geformtes Stück Porzellan handelte, das am ehesten einem Seestern ähnelte, denn ob nun gestaltet oder durch Bruch, es wies fünf unregelmäßige, aber unverkennbare Spitzen auf. Der Farbdekor war hauptsächlich blau, doch über dem Blau lagen grüne Streifen oder Punkte, und einige blutrote Linien verliehen ihm satteste Intensität und herrlichsten Glanz. John war entschlossen, das Stück an sich zu bringen. Aber je mehr er herumstocherte, umso weiter entglitt es ihm. Letzten Endes musste er in seine Wohnung zurück und notdürftig einen Drahring am Stockende befestigen, mit dem er, vermöge größter Vorsicht und Kunstfertigkeit, das Porzellanstück schließlich in Reichweite zog. Als er es ergriff, entfuhr ihm ein Jubelschrei. Im selben Moment schlug die Uhr. Es war ausgeschlossen, dass er seinen Termin würde einhalten können. Das Treffen fand ohne ihn statt. Doch wie war das Porzellanstück in diese einzigartige Form gebrochen? Eine eingehende Betrachtung ließ keinen Zweifel daran, dass seine Sternform durch Zufall entstanden und es daher so außergewöhnlich war, dass einem wohl kaum je ein zweites unterkäme. Wie ein Wesen aus einer anderen Welt sah es aus, dort am Rand des Kaminsimses, ganz gegenüber dem aus dem Sand gegrabenen Glasstück – kurios und verrückt wie ein Harlekin. Schien in Pirouetten durchs All zu tanzen, blinkend wie ein launenhafter Stern. Der Kontrast zwischen dem so leben-

digen, munteren Porzellan und dem Glas, das so stumm und nachdenklich war, faszinierte John, und staunend, versonnen fragte er sich, wie die beiden auf derselben Welt, ja sogar im selben Zimmer auf demselben Stück Marmor existieren konnten. Die Frage blieb ohne Antwort.

Hiernach suchte John immer häufiger Orte und Plätze auf, die an zerbrochenem Porzellan besonders reich sind, wie etwa Brachflächen zwischen Gleisbetten, Abrissgrundstücke und Dorfanger in Londons Umgebung. Doch kaum je wird Porzellan aus großer Höhe geworfen, derlei ist eine Seltenheit unter den menschlichen Handlungen. Man muss zum einen ein ausreichend hohes Haus finden und zum anderen eine Frau, die heißblütig und rücksichtslos genug ist, um ihren Krug oder Topf ohne jedweden Gedanken an die Menschen unten aus dem Fenster zu schleudern. Zerbrochenes Porzellan gab es zuhauf, nur zeugte es eben nicht von Gestaltung und Vorsatz, sondern bloß von irgendeinem nichtigen Haushaltsunfall. Trotzdem staunte John oft, je eingehender er sich mit der Sache befasste, über die vielfältigen Formen, die allein schon in London zu finden waren, und die verschiedenen Qualitäten und Muster boten sogar noch mehr Anlass zu Spekulation und Verwunderung. Die erlesensten Exemplare nahm er mit nach Hause und stellte sie auf den Kaminsims, wo ihre Bestimmung allerdings mehr und mehr dekorativer Natur war, weil die Papiere, die einer Beschwerung bedurften, rarer und rarer wurden.

Vielleicht vernachlässigte er seine Pflichten zu sehr, kam ihnen zu geistesabwesend nach, oder sein Kaminsims blieb den Wählern, die ihn besuchten, zu ungut in Erinnerung. Jedenfalls wählten sie ihn nicht zu ihrem Vertreter im Parlament, und als Charles, den das sehr mitnahm und der sich rasch auf den Weg machte, um dem Freund in dieser Katastrophe beizustehen, John in gänzlich ungerührtem Zustand vorfand, konnte er nichts an-

deres schlussfolgern, als dass etwas so Schwerwiegendes wohl nur allmählich verarbeitet wurde.

In Wahrheit war John an dem Tag nach Barnes gefahren und hatte dort auf dem Anger unter einem Ginsterbusch ein äußerst bemerkenswertes Stück Eisen gefunden, einen fast ebenso runden Klumpen wie das Glasstück, nur war das Eisenstück so kalt, massig, schwarz und metallisch, dass es sicher nicht von der Erde, sondern von einem toten Stern stammte oder gar selbst ein verkohlter Mond war. Schwer lag es John in der Tasche, schwer lag es oben auf dem Kamin, es strahlte Kälte aus. Trotzdem ruhte der Meteorit auf demselben Gesims wie der Glasklumpen und der Porzellanstern.

Während der junge Mann den Blick vom einen zum anderen schweifen ließ, packte ihn das Verlangen, noch prächtigere Gegenstände zu besitzen. Immer verbissener widmete er sich diesem Ziel. Wäre er nicht völlig vom Ehrgeiz und der Überzeugung eingenommen gewesen, dass er eines Tages mit einem Haufen noch gänzlich unberührten Schutts belohnt würde, hätten ihn die erlittenen Enttäuschungen, ganz zu schweigen von der Erschöpfung und dem Spott, sicher die Suche aufgeben lassen. Ausgerüstet mit einer Henkeltasche und einem langen Stab mit verstellbarem Haken, durchwühlte er jeden einzelnen Flecken Erde, harkte emsig unter verfilztem Gestrüpp, stöberte in sämtlichen Gassen und Häuserlücken, wo es, wie er gelernt hatte, oft derlei weggeworfene Gegenstände zu finden gab. Während seine Ansprüche stiegen, sein Geschmack sich an immer weniger erfreute, wuchs die Zahl der Enttäuschungen ins Unermessliche, doch stets lockte ein Schimmer Hoffnung, ein auf interessante Weise zerbrochenes oder gemustertes Stück Porzellan oder Glas ihn weiter vorwärts. So verging Tag um Tag. Er war nicht länger jung. Seine Karriere – also, seine politische – gehörte der Vergangenheit an. Die Leute gaben es auf, ihn zu besuchen. Er war zu

schweigsam, als dass es sich gelohnt hätte, ihn zum Dinner einzuladen. Nie verlor er ein Wort über seine großen Ambitionen, weil das Verhalten der anderen deutlich bezeugte, wie wenig sie ihn verstanden.

Gerade lehnte er sich im Sessel zurück und beobachtete Charles dabei, wie er im Takt seiner Rede über das Tun der Regierung Dutzende Male die Gegenstände auf dem Kaminsims anhub und mit Nachdruck wieder absetzte, ohne ihnen auch nur die geringste Beachtung zu schenken.

»Sag mir die Wahrheit, John«, verlangte Charles plötzlich und drehte sich zu ihm um. »Warum hast du alles von heute auf morgen hingeworfen?«

»Ich habe nichts hingeworfen«, antwortete John.

»Aber dir bleibt doch nicht mal mehr der Hauch einer Chance«, erwiderte Charles schroff.

»Das sehe ich anders«, sagte John voller Überzeugung. Charles sah ihn an und fühlte sich äußerst unwohl. Ihn überkamen mächtige Zweifel und der ungute Eindruck, dass sie nicht über das Gleiche sprachen. Um seine schreckliche Niedergeschlagenheit zu vertreiben, ließ er den Blick durchs Zimmer wandern, doch die Unordnung deprimierte ihn noch umso mehr. Was hatte es mit diesem Stock und der abgewetzten Reisetasche dort an der Wand auf sich? Und mit all diesen Steinen? Als sein Blick schließlich Johns traf, erschreckte ihn etwas Starres und Fernes darin. Ihm wurde nur allzu bewusst, wie sehr es außer Frage stand, dass dieser Mann eine Rednerbühne auch nur betrat.

»Hübsche Steine«, sagte er so fröhlich, wie er konnte. Und mit dem Hinweis, dass er eine Verabredung habe, verließ er John – für immer.

Ein ungeschriebener Roman

Dieses Unglück allein reichte aus, dass der Blick einem über den Zeitungsrand glitt und sich auf das Gesicht dieser armen Frau richtete, ein Gesicht, das ohne jenes Unglück nichtssagend war, mit ihm aber nahezu ein Symbol menschlichen Schicksals. Das Leben ist, was sich in den Augen der Menschen zeigt. Das Leben ist, was sie lernen und wessen sie sich, sobald sie es gelernt haben und obgleich sie es zu überspielen trachten, stets bewusst sind. Was das sein soll? Dass das Leben nun einmal so ist, vermutlich. Dort gegenüber fünf Gesichter – erwachsene Gesichter – und in jedem von ihnen das Wissen. Schon sonderbar, wie sehr die Leute sich mühen, es zu verbergen! Wo man hinblickte, Zeichen der Reserviertheit: geschlossene Lippen, beschirmte Augen, ein jeder mit etwas beschäftigt, das das Wissen abstumpfte oder überdeckte. Die eine raucht, der Nächste liest, die Dritte prüft Einträge in einem Notizbuch, der Vierte starrt auf die gerahmte Zugstreckenkarte an der Wand und die Fünfte – das Fürchterliche an der Fünften ist, dass sie gar nichts tut. Nur das Leben ansieht. Ach, aber Sie arme Unglückliche, spielen Sie das Spiel mit – zu unser aller Wohl, verbergen Sie das Wissen!

Als ob sie mich gehört hätte, sah sie auf, regte sich leicht auf ihrem Sitz und seufzte. Sie schien sich gleichzeitig zu entschuldigen und zu sagen: »Wenn Sie wüssten!« Dann sah sie wieder das Leben an. »Aber ich weiß es doch«, versetzte ich lautlos und senkte aus Höflichkeit den Blick in die *Times*. »Ich weiß das alles. ›Deutschland und die Alliierten schlossen gestern Frieden in Paris – der italienische Regierungschef Signor Nitti – in Doncaster kollidierten ein Passagier- und ein Güterzug ...‹ Wir wissen es alle – die *Times* weiß es –, wir geben nur vor, wir wüssten nichts.« Erneut war mein Blick über den Rand des Papiers ge-

wandert. Sie fröstelte, griff sich jäh in einer seltsamen Bewegung an den Rücken und schüttelte den Kopf. Da tauchte ich zurück in mein großes Lebensbecken. »Egal was«, fuhr ich fort, »Geburten, Tode, Hochzeiten, Hofrundschriften, die Verhaltensweisen der Vögel, Leonardo da Vinci, der Sandhills-Mord, Löhne und Lebenshaltungskosten – egal was«, wiederholte ich, »es steht alles in der *Times!*« Aufs Neue schüttelte sie über die Maßen ermattet den Kopf, bis er ihr wie ein müde gewordener Spielzeugkreisel in den Nacken fiel.

Die *Times* bot keinen Schutz gegen ein Leid wie das ihre. Doch die Gegenwart anderer Menschen verbot ein Gespräch. Am ehesten blieb einem noch, die Zeitung in ein perfektes, straffes, kompaktes Quadrat zu falten, in das selbst das Leben nicht eindringen konnte. Als dies getan war, blickte ich hinter meinem nun schützend erhobenen Schild flüchtig auf. Sie durchbohrte ihn, starrte mir in die Augen, als wollte sie jedes Stäubchen Mut in deren Tiefen zu Lehm verklumpen. Ihr leichtes Zucken reichte schon, um alle Hoffnung abzutun, alle Illusion zu entwerten.

So ratterten wir durch Surrey und über die Grenze nach Sussex. Weil aber auch ich jetzt den Blick auf das Leben richtete, bemerkte ich gar nicht, dass die anderen Reisenden einer nach dem anderen ausgestiegen waren, sodass, abgesehen von dem Leser, nur noch wir zwei im Abteil saßen. Nächste Station: Three Bridges. Langsam rollten wir in den Bahnhof und blieben stehen. Würde der Leser uns hier verlassen? Ich betete für beides – und schließlich dafür, dass er blieb. Im selben Moment fuhr er hoch, zerknüllte verächtlich seine Zeitung wie etwas endlich Erledigtes, riss die Tür auf und ließ uns allein.

Die Unglückliche lehnte sich, blass, farblos, ein Stück vor und sprach mich an – sprach von Bahnstationen und Ferien, von Brüdern in Eastbourne und der Jahreszeit, die, ich weiß nicht mehr, eine frühe war oder eine späte. Doch als sie schließlich aus dem

Fenster schaute und, wie ich wusste, nichts als das Leben sah, seufzte sie: »Fernbleiben, das ist der Nachteil daran ...« Ah, wir näherten uns der Katastrophe. »Meine Schwägerin«, die Bitterkeit in ihrer Stimme war wie Zitrone auf kaltem Stahl, und sie murmelte nicht mir, sondern sich selbst zu: »Unsinn, würde sie sagen – das sagen sie alle«, und zuckte dabei mit dem Rücken, als steckte sie in der Haut eines gerupften Vogels im Geflügelhändlerschaufenster.

»Oh, diese Kuh!«, rief sie so hastig, als hätte der jähe Anblick der großen Holzkuh auf der Weide sie gerade noch rechtzeitig von einer Taktlosigkeit abgehalten. Sie schüttelte sich, machte die gleiche un gelenk-linkische Bewegung wie zuvor – so als würde nach dem Schauder eine Stelle zwischen den Schulterblättern brennen oder jucken – und sah dann wieder wie die unglücklichste Frau der Welt aus, was ich ihr abermals übel nahm, allerdings nun weniger überzeugt, denn falls es einen Grund gäbe und ich ihn erführe, wäre dem Leben das Stigma fortgenommen.

»Schwägerinnen –«, setzte ich an.

Wie um das Wort mit Gift zu bespucken, schürzte sie die Lippen und ließ sie dann so. Wortlos nahm sie ihren Handschuh, lehnte sich vor und rieb derart verbissen an einem Fleck auf der Fensterscheibe herum, als gälte es, etwas für alle Zeit auszulöschen – einen Schmutz, eine unumkehrbare Verunreinigung. Und tatsächlich blieb trotz all ihrer Rubbelei der Fleck, wo er war, und unter dem vom Griff an den Rücken gefolgten Schauder, den ich zu erwarten gelernt hatte, lehnte sie sich wieder zurück. Irgendetwas trieb mich dazu, dass nun ich einen Handschuh aufnahm und an meinem Fenster zu reiben begann. Denn auch dort saß ein kleiner Fleck auf der Scheibe. Auch er blieb trotz aller Rubbelei, wo er war. Und dann durchfuhr mich der Schauder. Ich beugte den Arm und griff mir an den Rücken. Auch meine Haut fühlte sich an wie die klamme Hühnerhaut in der Auslage des

Geflügelhändlers. Eine Stelle zwischen den Schulterblättern juckte und störte, schien feuchtkalt und wund. Konnte ich sie erreichen? Verstohlen versuchte ich es. Sie ertappte mich. Ein maßlos ironisches, maßlos leidvolles Lächeln huschte über ihr Gesicht. Doch sie hatte schon gesprochen, ihr Geheimnis schon geteilt, ihr Gift schon weitergegeben, sie würde nichts weiter sagen. Während ich mich in meine Nische drückte, meine Augen gegen die ihren beschirmte und nur noch die Hügel und Senken, die Grau- und Violetttöne der Winterlandschaft sah, las ich unter ihrem Blick ihre Botschaft, entschlüsselte ihr Geheimnis.

Hilda heißt die Schwägerin. Hilda? Hilda? Hilda Marsh, Hilda die Blühende, die Vollbusige, die Matronenhafte. Hilda steht, als die Kutsche hält, an der Tür, in der Hand eine Münze. »Arme Minnie, einer Heuschrecke von Tag zu Tag ähnlicher – im gleichen alten Mantel wie letztes Jahr. Tja, nun, mehr ist heutzutage mit zwei Kindern nicht drin. Lass mal, Minnie, ich mach das schon. Hier, bitte sehr, Kutscher, nein, das zieht bei mir nicht. Rein mit dir, Minnie. Ach was, ich könnte ja sogar dich tragen, also her mit dem Korb!« So gehen sie ins Esszimmer. »Kinder, hier ist Tante Minnie.«

Zögernd senken sich Messer und Gabeln. Beide (Bob und Barbara) rutschen vom Stuhl und strecken hölzern die Hand hin. Dann zurück an den Tisch und zwischen den wiederaufgenommenen Bissen vor sich hin starren. [Wir überspringen: Zierrat, Vorhänge, Porzellanteller mit Kleeblattmuster, gelbe Käserectecke, weiße Keksquadrate, überspringen, oh, aber Moment! Mitten beim Essen einer dieser Schauder. Bob, mit dem Löffel im Mund, starrt sie an. »Iss deinen Pudding auf, Bob.« Doch Hilda missfällt's. »Warum zuckt sie so?« Das überspringen wir, das auch, bis wir oben im Flur ankommen. Messinggefaste Stufen. Abgetretenes Linoleum. Aber ja, von der kleinen Schlafkammer aus blickt man weit über Eastbourne! Ein Auf und Ab von Dächern

wie stachlige Raupen, bald hierhin, bald dorthin kriechend, rotgelb gestreift mit blauschwarzer Schieferdeckung.] Jetzt, Minnie, ist die Tür zu. Hilda geht schwerfällig die Treppe hinunter. Du öffnest die Korbschnallen, legst ein dürrtiges Nachthemd aufs Bett, stellst einen Kunstpelzpantoffel neben den anderen. Der Spiegel – nein, den meidest du. Methodisches Ablegen der Hutnadeln. Ist vielleicht etwas in der Muscheldose? Du schüttelst sie. Der Perlenstecker, wie letztes Jahr, sonst nichts. Dann schniefen, seufzen, sich ans Fenster setzen. Drei Uhr an einem Dezembernachmittag. Nieselregen. Drunten ein Licht aus dem Dachfenster eines Textilwarenkauflhauses. Ein anderes droben in einem Dienstbotenzimmer – dieses erlischt. So bleibt ihr nichts mehr zum Anschauen. Die Leere eines Augenblicks, dann: Woran denkst du? (Ich linse ums Eck, dass ich sie von vorn sehe. Schläft sie oder tut sie nur so? Woran also würde sie nachmittags um drei am Fenster sitzend denken? An Gesundheit, Geld, Rechnungen, ihren Gott?) Tatsächlich, während Minnie Marsh auf der äußersten Stuhlkante sitzt und über die Dächer Eastbournes blickt, betet sie zu Gott. Schön und gut. Vielleicht reibt sie auch an der Fensterscheibe, wie um Gott besser zu sehen. Doch welchen Gott sieht sie? Wer ist der Gott der Minnie Marsh, der Gott der Hinterhöfe Eastbournes, der Gott des Drei-Uhr-Nachmittags? Auch ich sehe Dächer, den Himmel, aber o weh, dieses Göttersehen! Eher Präsident Kruger als Prinz Albert – mehr kann ich nicht für ihn tun. Ich sehe ihn auf einem Stuhl, eher sitzend als thronend, im schwarzen Gehrock. Eine Wolke oder zwei als Sitzpolster bekomme ich auch noch hin. Und in der Hand, die zwischen Dunstfetzen baumelt, hält er einen Stock, einen Knüppel, richtig? Einen Knüppel, schwarz, dick, dornig. Minnies Gott ist ein brutaler Schinder! Hat er das Jucken, das Zucken und Drücken geschickt? Betet sie deswegen? Es ist der Schmutzfleck der Sünde, an dem sie am Fenster herumreibt. Oh, sie hat ein Verbrechen begangen!

An Verbrechen besteht reiche Auswahl. Im Sommer, wenn es im Wald sirrt und flirrt, stehen dort Glockenblumen. Und dort auf der Lichtung, im Frühling, die Primeln. Ein Abschied, richtig? Vor zwanzig Jahren? Gebrochene Schwüre? Nicht Minnies! Sie war treu. Wie sie ihre Mutter pflegte! Alle Ersparnisse für die Grabsteine. Kränze unter Glas. Narzissen in Krügen. Doch ich schweife ab. Ein Verbrechen ... Sie würden sagen, sie könne ihre Trauer nicht loslassen, verdränge ihr Geheimnis – ihr Geschlecht, das würden die Experten sagen. Doch was für ein Humbug, ihr das Thema Geschlecht aufzubürden! Nein, eher so: Als sie vor zwanzig Jahren durch die Straßen von Croydon geht, fallen ihr im Schaufenster eines Textilgeschäfts die violetten, im elektrischen Licht schillernden Haarschleifen ins Auge. Sie zögert, schon nach sechs. Aber wenn sie anschließend nach Hause rennt, kann sie es noch schaffen. Sie schiebt sich durch die gläserne Schwingtür. Gerade ist Schlussverkauf. Die Auslagen quellen von Haarschleifen über. Sie bleibt stehen, zupft an dieser, befühlt jene mit den aufgestickten Rosen. Sie muss sich nicht entscheiden, muss nichts kaufen, und jede Auslage birgt neue Überraschungen. »Wir schließen erst um sieben.« Und dann ist es sieben. Sie hastet, sie hetzt, erreicht das Zuhause, doch zu spät. Die Nachbarn, der Arzt, ihr kleiner Bruder, der Teekessel, verbrüht, Krankenhaus, tot. Oder bloß der Schreck, die Schuld? Ach, die Details sind unwichtig! Das jedenfalls trägt sie mit sich. Den Fleck, das Verbrechen, das zu Sühnende, stets dort zwischen ihren Schulterblättern. »Ja«, scheint sie mir zuzunicken. »Das habe ich getan.«

Ob du es oder was du getan hast, ist mir gleich. Darum geht es mir nicht. Das Schaufenster voller Haarschleifen in Violett – das genügt schon. Ein bisschen billig vielleicht, ein bisschen gewöhnlich, wenn man die reiche Auswahl an Verbrechen bedenkt, doch es sind so viele (noch einmal ums Eck linsen – schläft immer noch oder tut so! – blass, erschöpft, der Mund geschlossen, etwas

Eigensinn, mehr, als man denken würde, kein Anzeichen von Geschlechtlichkeit), so viele Verbrechen sind nicht deine, deines war billig, weihevoll nur die Strafe. Denn jetzt öffnet sich die Kirchentür, die harte Betbank empfängt sie, sie kniet auf den braunen Fliesen und – jeden Tag, winters, sommers, abends, morgens (und jetzt gerade) – betet. Und stetig fallen, fallen, fallen ihre Sünden. Auf den Fleck, auf die erhabene, rote, brennende Stelle. Da zuckt sie zusammen. Kleine Jungs zeigen mit dem Finger. »Wie Bob heute beim Essen.« Aber ältere Frauen sind am schlimmsten.

Apropos, du musst jetzt aufhören mit Beten. Präsident Kruger ist in den Wolken versunken – wie verwässert vom Grau eines Aquarellpinsels, mit einem Klecks Schwarz, denn jetzt ist auch die Spitze des Knüppels fort. So läuft es jedes Mal! Kaum hast du ihn erblickt, ihn erspürt, da unterbricht jemand. Diesmal Hilda.

Wie sehr du sie hasst! Sogar die Badtür schließt sie zur Schlafenszeit ab, obwohl du nur kaltes Wasser willst, und manchmal, in einer schlimmen Nacht, scheint Waschen zu helfen. Und beim Frühstück: John, die Kinder, die Mahlzeiten sind am schlimmsten, und manchmal sind auch noch Freunde da. Die Farne verstecken sie nur teilweise. Auch sie fragen sich. Hinaus gehst du also, vorn entlang, wo die Wellen grau sind und die Papierfetzen wehen, zu den zugigen grünen Glasunterständen, wo die Stühle zwei Pence kosten – zu viel –, denn es muss doch Prediger geben auf dem Strand. Ah, dort, der schwarze Vogelverkäufer, ein komischer Mann, mit seinen Sittichen – arme kleine Dinger! Denkt hier niemand an Gott? Gleich dort oben, überm Pier, mit seinem Knüppel, aber nein, nichts als grau, dieser Himmel, oder wenn blau, dann sind es die weißen Wolken, die Gott verbergen – und die Musik, Militärmusik, und wonach sie wohl angeln? Fangen sie etwas? Wie die Kinder starren! Nun gut, dann hinten entlang nach Hause. »Hinten entlang nach Hause!« Die Worte tragen Be-

deutung, könnten von dem alten Mann mit dem Backenbart gesprochen worden sein. Wobei, nein, er sagte eigentlich nichts. Trotzdem hat alles Bedeutung. Die Werbetafeln an den Eingängen, die Namen über den Schaufenstern, die roten Früchte in den Körben, die Frauenköpfe beim Friseur – sie alle rufen: »Minnie Marsh!« Doch plötzlich ein Ruck. »Eier sind billiger!« So läuft es jedes Mal! Ich hatte sie schon bis zum Wasserfall gebracht, geradewegs gen Wahnsinn geführt, da dreht sie sie sich um und schlüpft mir wie eine Herde Traumschafe durch die Finger. Eier sind billiger. An die Küsten der Welt gepflockt erhält meine arme Minnie Marsh keins der Verbrechen, keine der Qualen, der Ekstasen, der Wahnsinnigkeiten. Nie zu spät beim Mittagessen, nie ohne Regenmantel vom Unwetter überrascht, nie gänzlich unberührt von dem Wissen, wie billig Eier sind. So kehrt sie heim, kratzt sich die Stiefel ab.

Habe ich dich richtig gelesen? Doch das Menschengesicht – das Menschengesicht über dem prall gefüllten Druckbogen enthält mehr, hält mehr zurück. Jetzt, mit offenen Augen, blickt sie nach draußen. Und im Menschenauge – wie soll man's beschreiben? – steckt ein Bruch, eine Teilung, sodass, kaum hat man den Stängel ergriffen, der Schmetterling fortfliegt, der Nachtfalter, der in den Abendstunden über der gelben Blüte schwebt. Bewegt man sich, hebt die Hand, fort ist er, auf, entfliegen. Ich werde nicht die Hand heben. Schweb also still, du Zittern, Leben, Seele, Geist oder was immer der Minnie Marsh – auch ich auf meiner Blüte – der Falke über dem Hügelland – allein, oder was wäre der Wert des Lebens? Emporzusteigen, still in den Abendstunden zu schweben, in den Mittagsstunden, still über dem Hügelland. Eine Hand regt sich – auf, fort! –, dann wieder in Schweben. Allein, ungesehen, es sieht alles so still aus dort unten, alles so freundlich. Keiner sieht's, keinen kümmert's. Die Augen der anderen unser Gefängnis, ihre Gedanken unser Käfig. Luft oben, Luft unten.

Und der Mond und Unsterblichkeit ... Aber, oh, ich falle ins Gras. Bist auch du gefallen, du da in der Nische, wie heißt du, Frau? Minnie Marsh? So in der Richtung? Da sitzt sie, fest auf ihrer Blüte, macht ihre Handtasche auf und entnimmt ihr eine hohle Schale, ein Ei – wer sagte gleich, dass Eier billiger sind? Du oder ich? Ah, du sagtest es auf dem Heimweg, du weißt schon, als der alte Herr plötzlich seinen Schirm aufspannte – oder nieste, richtig? Jedenfalls verschwand Kruger, du gingst »hinten entlang nach Hause« und kratztest deine Stiefel ab. Genau. Und jetzt breitest du ein Taschentuch über deine Knie und lässt kleine Eierschalenstückchen hineinfallen, Landkartenstückchen, ein Puzzle. Ich wünschte, ich könnte es zusammensetzen! Wenn du nur stillsitzen würdest. Sie hat die Knie bewegt, die Karte ist hin. Die Hänge der Anden hinab hüpfen und kollern die weißen Marmorblöcke, erschlagen einen ganzen Trupp spanischer Maultiertreiber samt Geleit und Ladung – Drakes Beute, Gold und Silber. Doch zurück zum Thema.

Zu welchem, zu wem? Sie machte die Tür auf, stellte den Schirm zurück – das versteht sich von selbst. Ebenso der Rindfleischgeruch von unten, Punkt, Punkt, Punkt. Was ich hingegen nicht übergehen kann, was ich, mit gesenktem Kopf, geschlossenen Augen, dem Mut eines ganzen Bataillons und der blinden Raserei eines Stiers aufs Korn nehmen muss, das sind zweifellos die Gestalten hinter dem Farn, die Handelsreisenden. Da habe ich sie die ganze Zeit in der Hoffnung versteckt, dass sie irgendwie verschwänden oder, noch besser, in Erscheinung träten, was sie schließlich tun müssen, wenn die Handlung, wie es sich für eine Geschichte gehört, an Reichtum und Rundheit, Schicksalhaftigkeit und Tragik zunehmen und dabei zwei, wenn nicht drei Handelsreisende und einen ganzen Hain Schusterpalmen mitreißen soll. »Die Schusterpalmlblätter verdeckten den Handelsreisenden nur zum Teil ...« Rhododendren verbärgen ihn vollstän-

dig und verschafften mir außerdem meine Liaison aus Rot und Weiß, für die ich einfach alles tue. Doch Rhododendren in Eastbourne, im Dezember, auf dem Tisch der Marshs? Nein, nein, das wage ich nicht. Stattdessen: Graubrottrinde, Essigkännchen, Tischtuchfalten, Farnbüschel. Vielleicht ergibt sich später am Strand eine Gelegenheit. Außerdem drängt es mich, fröhlich durch das grüne Schnitzgitter hindurch und über den Schutzwall aus geschliffenem Glas hinweg den Mann gegenüber zu beäugen – nur den einen, mehr schaffe ich nicht. James Moggridge, oder? Den die Marshs Jimmy nennen? [Minnie, versprich mir, nicht mehr zu zucken, bis ich das hier richtig hinbekommen habe.] James Moggridge handelsreist mit – sollen wir sagen, Knöpfen? Doch es ist noch zu früh, um diese ins Spiel zu bringen, die kleinen und die großen auf ihren Kartonstreifen, die pfauen-äugigen, die mattgoldenen, die aus Rauchquarz, die aus Koralle – noch zu früh, sage ich. Er handelsreist, und donnerstags, an seinem Eastbourne-Tag, speist er bei den Marshs. Sein rotes Gesicht, seine reglosen Äuglein – alles andere als gewöhnlich –, sein enormer Appetit (so viel steht fest, er wird Minnie nicht ansehen, ehe das Brot diesen Soßensumpf trockengelegt hat), im Kragen klemmt die Serviettenraute – doch das alles ist banal, und was es auch mit dem Leser macht, mich täuscht es nicht. Weichen wir auf den Moggridge-Haushalt aus und bringen den in Gang. Nun, sonntags flickt James höchstpersönlich die Stiefel der Familie. Er liest die *Truth*. Seine Leidenschaft? Rosen – und seine Frau, eine verrentete Krankenschwester – interessant – um Himmels willen, man gönne mir eine Frau, deren Namen ich mag! Aber nein, sie gehört zu den ungeborenen Kindern des Geistes, unerlaubt und doch geliebt, so wie meine Rhododendren. Wie viele sterben beim Schreiben eines Romans – die Besten, die Liebsten –, während Moggridge lebt. Daran ist das Leben schuld. Hier nun sitzt Minnie und isst ihr Ei, während sich am Ende der Strecke – sind

wir schon an Lewes vorbei? – Jimmy befinden muss. Oder wegen sonst zuckt sie?

Es muss Moggridge geben – das Leben, diese Tyrannin, ist schuld. Sie zwingt ihre Regeln auf, sie versperrt den Weg, sie steckt hinter dem Farn. Das Leben ist die Tyrannin, oh, nicht der Schinder! Denn so viel kann ich versichern, ich komme freiwillig, gelockt von weiß der Himmel welchem Drang, über Farne und Essigkännchen, fleckige Tische und schmierige Flaschen. Unwiderstehlich zieht es mich zu dem festen Fleisch, auf dass ich mich darin einniste, in dem robusten Rückgrat, wo immer ich eindringen oder in der Person Fuß fassen kann, in der Seele des Menschen Moggridge. Welch feste Faser, ein Rückgrat so stark wie Walbein, aufrecht wie eine Eiche, die Rippen gespreizte Äste, das Fleisch aufgespanntes Ölzeug, die roten Höhlen, das Pulsieren und Pumpen des Herzens, während von oben die Rinderstücke in braunen Würfeln herabfallen und das Bier herabstürzt, um wieder zu Blut gerührt zu werden – so erreichen wir die Augen. Hinter der Schusterpalme erblicken sie etwas: schwarz, weiß, trist, jetzt wieder den Teller. Hinter der Schusterpalme erblicken sie eine ältere Frau. »Marshs Schwester. Hilda ist eher mein Fall.« Jetzt das Tisch Tuch. »Marsh weiß bestimmt, was bei den Morrises los ist ...«, besprich das, der Käse ist da, zurück zum Teller, zurechtrücken, riesige Finger, jetzt die Frau gegenüber. »Marshs Schwester – kein bisschen wie Marsh, klägliches, ältliches Weib ... Hühnchen sollte man ordentlich füttern ... Gute Güte, warum dieses Zucken? Doch nicht wegen dem, was ich gesagt habe? Na, na, na! Diese älteren Frauen. Na, na!«

[Ja, Minnie, ich weiß, dass du gezuckt hast, aber gedulde dich. Denn – James Moggridge.]

»Na, na, na!« Wie schön das klingt! Wie ein Hammer auf gereiftem Holz, wie der Herzschlag eines uralten Walfängers, wenn die See schwer ist und das Grün hinter Wolken verschwunden.

»Na, na!« – die rechten Todesglocken für die Seelen der Reizbaren, sie zu trösten, sie zu beruhigen, sie in Leinen zu wickeln: »Leben Sie wohl. Alles Gute!« Und dann: »Was darf ich Ihnen bringen?« Denn obwohl Moggridge seine Rose für sie pflücken würde, so ist das doch vorüber, vorbei. Was als Nächstes? »Madam, Sie werden Ihren Zug verpassen«, denn die warten nicht.

Das ist typisch Mann. Das ist, was widerhallt, das ist St. Paul's und die Omnibusse. Doch wir klopfen uns die Krümel ab. Ach, Moggridge, bleibst du nicht noch? Musst du los? Fährst du heute Nachmittag in einer dieser kleinen Kutschen durch Eastbourne? Bist du der Mann hinter Wänden aus grünem Karton, der mal die Blende herunterzieht, mal so ernst wie eine Sphinx vor sich hin starrt, der jedenfalls immer ein wenig nach Friedhof aussieht, nach Bestatter, nach Sarg und nach Abenddämmer um Pferd und Kutscher? Sag mir – doch die Tür knallt. Wir werden uns nie wiedersehen. Moggridge, leb wohl!

Ja doch, ich komme schon. Rasch hinauf unters Dach. Nur einen Augenblick noch verweilen. Wie viel Schlamm im Geist aufwirbelt, Welch einen Aufruhr diese Ungeheuer hinterlassen: Wellen, wogende Wasserpflanzen, hier schlägt Grün, dort Schwarz auf den Sand, bis die Atome sich langsam neu ordnen, die Sedimente sich ablagern und man wieder klar, wieder ruhig aus den Augen blickt und ein Gebet für die Gegangenen auf den Lippen trägt, einen Trauergesang für die Seelen jener, denen man zunicht, jener, die man niemals wiedertrifft.

James Moggridge ist nun also tot, fort für immer. Und Minnie: »Ich kann das nicht länger mit ansehen.« Falls sie das gesagt hat. (Ich mustere sie kurz. Gerade fegt sie die Eierschalen in tiefe Abgründe.) Sie hat es gewiss gesagt, an die Schlafkammerwand gelehnt und an den kleinen Pompons des weinroten Vorhangs zupfend. Doch wenn das Ich zum Ich spricht, wer spricht dann? – Die begrabene Seele, der hinab und hinein in

die tiefste Katakombe getriebene Geist, das Ich, das den Schleier nahm und der Welt entsagte – ein Feigling vielleicht, doch auch schön anzusehen, wie es da ruhelos mit seiner Laterne die dunklen Flure auf und ab huscht. »Ich halte das nicht länger aus«, sagt der Geist. »Dieser Mann beim Lunch, Hilda, die Kinder.« O Himmel, wie sie schluchzt! Da beweint der Geist sein Schicksal, der hierhin und dorthin getriebene, der auf den fadenscheinigen Teppichen haust, auf dürftigem Halt, auf den mürben Fetzen der schwindenden Welt – Liebe, Leben, Glaube, Ehemann, Kinder und ich weiß nicht, was ihre Mädchentage sonst noch an Glanz und an Pracht verhießen. »Nicht für mich, nicht für mich.«

Andererseits: die Küchlein, der kahlköpfige alte Hund? Perlendeckchen, kann ich mir vorstellen, und die Tröstlichkeit von Unterwäsche. Sollte Minnie Marsh überfahren und ins Krankenhaus gebracht werden, würden selbst Schwestern und Ärzte ausrufen ... Dort ist der Ausblick, der Weitblick, dort ist die Ferne, der blaue Klecks am Ende der Allee, während doch der Tee aromatisch ist, das Küchlein noch warm und der Hund – »Benny, ab ins Körbchen, der Herr, und guck, was Frauchen dir mitgebracht hat!« Indem du also den Handschuh mit dem aufgescheuerten Daumen hernimmst, indem du abermals dem übergriffigen Dämon des In-Löchern-Herumlaufens trotzt, erneuerst du die Festung, verwebst du die graue Wolle, auf und ab.

Auf und ab, hin und her, so webst du ein Netz, das Gott selbst – psst, denk nicht an Gott! Wie fest die Fäden sitzen! Du musst stolz sein auf deine Stopfarbeit. Möge nichts sie stören. Möge das Licht sanft auf sie fallen, mögen die Wolken ein Leibchen aus erstem Blattgrün sehen lassen. Möge der Sperling sich auf den Zweig hocken und den Regentropfen an dessen Ellbogen abschütteln ... Warum aufblicken? War da ein Geräusch, ein Gedanke? O Himmel! Zurück zu dem, was du getan hast, zu dem Fenster mit den

violetten Schleifen? Aber Hilda ist gleich da. O Schmach, o Schande! Verschließ den Riss.

Nachdem Minnie Marsh ihren Handschuh gestopft hat, legt sie ihn in die Schublade. Und schiebt sie mit Entschlossenheit zu. Im Spiegel erhasche ich einen Blick auf ihr Gesicht. Geschürzte Lippen. Gerecktes Kinn. Als Nächstes schnürt sie ihre Schuhe. Dann fasst sie sich an die Kehle. Was ist das für eine Brosche? Mistelzweig oder Wunschknochen? Und was passiert hier? Wenn ich mich nicht sehr irre, ist der Puls beschleunigt, der Augenblick naht, die Fäden fliegen, Niagara voraus. Hier ist die Krise! Gott sei mit dir! Hinunter geht's. Mut, nur Mut! Wappne dich, stell dich! Um Himmels willen, jetzt drück dich nicht auf der Matte herum! Da ist die Tür! Ich bin auf deiner Seite. Sprich! Stell sie zur Rede, zum Teufel mit ihrer Seele!

»Oh, Entschuldigung! Ja, hier ist Eastbourne. Ich reiche ihn Ihnen herunter. Lassen Sie nur.« [Aber, Minnie, wengleich wir den Schein auch aufrechterhalten, ich habe dich richtig gelesen – ich bin jetzt bei dir.]

»Haben Sie auch alles?«

»Ganz sicher. Vielen Dank.«

(Doch warum blickst du um dich? Hilda wird nicht zum Bahnhof kommen, John auch nicht. Und Moggridge fährt gerade aus Eastbourne hinaus.)

»Ich werde bei meinen Sachen warten, Ma'am, das ist am sichersten. Er sagte, wir treffen uns ... Oh, da ist er ja! Das ist mein Sohn.«

So gingen sie davon.

Tja, also jetzt bin ich verwirrt ... Minnie, das weißt du doch besser! Ein fremder junger Mann ... Stopp! Ich sage es ihm – Minnie! – Miss Marsh! – obwohl, ich weiß nicht recht. Ihr aufwehender Mantel hat etwas Seltsames. Ach, aber das stimmt doch so nicht. Das ist doch unanständig ... Wie der Fremde sich

neigt, als sie den Ausgang erreichen. Jetzt hat sie ihren Fahr-schein gefunden. Was ist so witzig? Weiter gehen sie, die Straße hinunter, Seite an Seite ... Tja, meine Welt ist dahin! Wo stehe ich jetzt? Was weiß ich jetzt? Das dort ist nicht Minnie. Es gab nie einen Moggridge. Wer bin ich? Das Leben bloßgelegt bis auf die Knochen.

Und doch, mein letzter Blick auf die beiden – auf ihn, der vom Bordstein tritt, und sie, die ihm um die Ecke des großen Gebäudes folgt – erfüllt mich mit Neugier, umspült mich von Neuem. Rätselhafte Gestalten! Mutter und Sohn. Wer seid ihr? Warum geht ihr die Straße hinunter? Wo werdet ihr heute Nacht schlafen, und morgen? Oh, wie es wirbelt und flutet, mich aufschwimmen lässt! Ich jage ihnen nach. Menschen strömen hierhin und dort-hin. Weißes Licht regnet spritzend herab. Schaufenster. Nelken, Chrysanthemen. Efeu in dunklen Gärten. Milchkarren vorm Haus. Wo ich auch hingehe, ihr rätselhaften Gestalten, sehe ich euch um die Ecke biegen, Mütter und Söhne, euch, ja, euch. Ich eile, ich folge. Das hier muss wohl das Meer sein. Grau ist die Landschaft, matt wie Asche, das Wasser raunt und rollt. Wenn ich auf die Knie falle, das Ritual vollziehe, die uralten Possen, dann seid ihr's, unbekannte Gestalten, ihr seid's, die ich verehere. Wenn ich die Arme ausbreite, dann bist du's, die ich umschlinge, du bist's, die ich an mich drücke – anbetungswürdige Welt!

Ein Geisterhaus

Ganz gleich zu welcher Stunde man erwachte, immer schloss sich gerade irgendwo eine Tür. Von Zimmer zu Zimmer wandelten sie, Hand in Hand, hoben hier etwas an, machten dort etwas auf, vergewisserten sich – ein Geisterpaar.

»Hier haben wir es gelassen«, sagte sie. Und er: »Hier aber auch!« »Es muss oben sein«, murmelte sie. »Und im Garten«, flüsterte er. »Leise«, sagten beide, »sonst wecken wir sie noch.«

Aber ihr wecktet uns nicht. Weit gefehlt. »Sie suchen schon wieder. Da, sie ziehen am Vorhang«, so sagte man vielleicht und las darauf ein oder zwei Seiten weiter. »Jetzt haben sie es gefunden«, war man sich sicher und hielt beim Notieren am Seitenrand inne. Dann schließlich, des Lesens müde, mochte man aufstehen, um sich selbst ein Bild zu machen – das Haus leer, alle Türen offen, nur das zufriedene Gurren der Ringeltauben und das ferne Dröhnen der Dreschmaschine vom Gehöft. »Warum bin ich hergekommen? Wonach wollte ich suchen?« In meinen Händen: nichts. »Vielleicht oben?« Auf dem Dachboden lagen die Äpfel. Also wieder hinunter, im Garten weiterhin alles still, nur das Buch war ins Gras gefallen.

Doch im Wohnzimmer hatten sie es gefunden. Nicht dass man sie je zu Gesicht bekam. In den Fensterscheiben spiegelten sich die Äpfel, die Rosen. Das Glas tiefgrün vom üppigen Laub. Regten sie sich im Wohnzimmer, so wandte einem der Apfel nur seine gelbe Schläfe zu. Im nächsten Augenblick jedoch ergoss sich beim Öffnen der Tür über den Boden, flatterte an den Wänden, schaukelte unter der Decke – was? In meinen Händen: nichts. Ein Drosselschatten huschte über den Teppich. Aus dem tiefsten Quell der Stille schöpfte die Taube ihren Gurgelgesang. »In Sicherheit, in Sicherheit«, so klopfte sanft der Puls des Hau-

ses. »Der Schatz vergraben, das Zimmer –« Der Puls hielt jäh inne. Ah, der vergrabene Schatz?

Im nächsten Augenblick schwand das Tageslicht. Im Garten also? Doch die Bäume spannen Finsternis für einen wandernden Sonnenstrahl. Unendlich fein, unendlich erlesen, kühl im Grund versunken brannte der gesuchte Strahl immer nur hinter dem Glas. Das Glas war der Tod, der Tod stand zwischen uns. Zu der Frau war er zuerst gekommen, vor Hunderten Jahren, und hatte im Gehen alle Fenster versiegelt. Alle Zimmer in Dunkelheit getaucht. Der Mann ging fort, fort von ihr, ging nach Norden, nach Osten, sah die kopfstehenden Sterne am Südhimmel. Suchte und fand das Haus, das hinter den Downs in die Landschaft gefallen war. »In Sicherheit, in Sicherheit«, klopfte der Hauspuls fröhlich. »Der Schatz dein.«

Sturm heult die Allee herauf, biegt und beugt die Kronen bald hierhin, bald dorthin. Wild zerstäubt und verspritzt der Regen den Mondschein. Das Licht der Lampe aber scheint ungerührt durchs Fenster. Still und ruhig brennt die Kerze. Von Zimmer zu Zimmer streifend, Fenster öffnend, flüsternd, um uns nicht zu wecken, sucht das Geisterpaar sein Glück.

»Hier haben wir geschlafen«, sagt sie. Und er: »Küsse ohne Zahl.« »Morgens aufwachen ...« »Silberhell zwischen den Bäumen ...« »Oben ...« »Im Garten ...« »Wenn es Sommer wurde ...« »Bei Schnee im Winter ...« Türen schließen sich in der Ferne, mit sanftem Schlag, gleich dem eines Herzens.

Sie kommen näher, bleiben an der Schwelle stehen. Der Wind lässt nach, Regen rinnt silbern über die Scheibe. Vor unseren Augen wird es dunkel, wir vernehmen keine Schritte neben uns. Wir sehen nicht die Dame, die ihren Geistermantel ausbreitet. Seine Hand schirmt die Laterne ab. »Sieh doch«, haucht er. »Tief und fest schlafen sie. Mit Liebe auf den Lippen.«

So beugen sie sich über uns, mit ihrer silbernen Laterne, betrachten uns lange und eingehend. Lange halten sie inne. Der

Wind weht jetzt gleichmäßig, die Flamme duckt sich leicht. Wilde Strahlen Mondlicht huschen an Boden und Wänden entlang, laufen zusammen und verfärben die geneigten Gesichter, die grübelnden Mienen, die forschend auf die Schlafenden gerichteten Blicke, auf der Suche nach ihrem verborgenen Glück.

»In Sicherheit, in Sicherheit«, so klopft stolz das Herz des Hauses. »Nach all den Jahren ...«, seufzt er. »Noch einmal hast du mich gefunden.« »Hier«, murmelt sie, »schlafen, im Garten lesen, lachen, auf dem Dachboden Äpfel wenden. Hier haben wir unseren Schatz gelassen ...« Als sie sich noch tiefer beugen, hebt ihr Licht meine Lider. »In Sicherheit! In Sicherheit!«, so schlägt wild der Puls des Hauses. »Oh«, rufe ich im Erwachen, »ist dies euer vergrabener Schatz? Das Licht im Herzen.«

Eine Gesellschaft

So also fing es an. Sechs oder sieben von uns saßen nach dem Tee beieinander. Einige blickten sinnend über die Straße in die Schaufenster eines Modegeschäfts, wo sich das noch helle Sonnenlicht an scharlachroten Federn und goldfarbenen Schühchen brach. Andere bauten gedankenverloren kleine Zuckerwürfeltürme auf dem Rand des Teetablets. Soweit ich mich erinnere, versammelten wir uns dann nach einer Weile vor dem Kaminfeuer und begannen wie üblich, die Männer zu loben – wie stark, wie edel, wie intelligent, wie mutig, wie schön sie waren, wie sehr wir jene Frauen beneideten, die sich, koste es, was es wolle, lebenslang an einen von ihnen zu heften vermochten –, als Poll, die bis dahin geschwiegen hatte, in Tränen ausbrach. Poll, das muss ich erklären, war schon immer etwas wunderlich. Ihr Vater, selbst ein sonderbarer Mensch, hinterließ ihr sein Vermögen nur unter der Bedingung, dass sie sämtliche Bücher in der London Library durchlas. Wir trösteten sie nach Kräften, wussten aber insgeheim um die Vergewissung unseres Tuns. Denn obgleich wir sie mögen, Poll ist keine Schönheit, läuft immer mit offenen Schnürsenkeln herum, und während unserer Lobeshymnen auf die Männer muss sie die ganze Zeit daran gedacht haben, dass keiner von ihnen sie je wird heiraten wollen. Schließlich jedoch trocknete sie ihre Tränen. Zunächst verstand keine von uns, was sie erzählte. Es war auch bei aller Liebe ausgesprochen merkwürdig. Sie erzählte, dass sie, wie wir ja wussten, den Großteil ihrer Zeit lesend in der London Library verbrachte. Sie hatte, so sagte sie, mit englischer Literatur im obersten Stock angefangen, um sich nach und nach bis zu den Ausgaben der *Times* im Erdgeschoss durchzuarbeiten. Jetzt aber, auf der Hälfte oder vielleicht sogar nur einem Viertel der Strecke, war etwas Schreckliches geschehen. Sie

konnte nicht mehr weiterlesen. Bücher waren offenbar anders, als wir dachten. »Bücher«, rief sie aus, sprang auf die Füße und verkündete mit solcher Verzweiflung, dass ich es nie vergessen werde, »sind zumeist unsagbar schlecht!«

Natürlich hielten wir sofort lautstark dagegen, dass doch Shakespeare Bücher geschrieben habe und Milton und Shelley.

»Schon gut, ich sehe schon«, unterbrach sie uns. »Ihr seid alle wohlgebildet. Aber ihr seid keine Mitglieder der London Library.« Hier brach ihr Schluchzen sich wieder Bahn. Nachdem sie sich dann erneut einigermaßen gefasst hatte, schlug sie eines der Bücher auf, die sie jeden Tag stapelweise mit sich herumtrug. Der Titel lautete *Aus einem Fenster* oder *In einem Garten* oder so ähnlich und der Name des Autors war Benton oder Henson oder etwas in der Art. Sie las uns die ersten paar Seiten vor. Wir hörten zu. »Aber das ist doch kein Buch«, sagte irgendwer schließlich. Also griff sie zum nächsten. Es war ein Geschichtstitel, den Autor weiß ich nicht mehr. Während sie weiterlas, wuchs unsere Unruhe. Nicht ein Wort schien der Wahrheit zu entsprechen und der Stil war einfach schauerhaft.

»Ein Gedicht, schnell!«, riefen wir hastig. »Lies uns ein Gedicht vor!« Ich vermag nicht zu beschreiben, welche Verzweiflung uns überkam, als sie ein schmales Bändchen aufschlug und die langatmigen, rührseligen Torheiten darin zu Gehör brachte.

»Das muss eine Frau geschrieben haben«, behauptete eine von uns. Doch sie irrte. Laut Poll war der Autor ein junger Mann, der zu den berühmtesten Schriftstellern unserer Tage zählte. Man möge sich unser Entsetzen angesichts dieser Enthüllung vorstellen. Obwohl wir Poll lautstark anflehten, nicht noch mehr vorzulesen, ließ sie sich nicht erweichen und präsentierte uns einige Passagen aus *Biografien der Hohen Lordkanzler*. Als sie geendet hatte, erhob sich Jane, die älteste und weiseste von uns, und sagte, dass sie jedenfalls nicht überzeugt sei.

»Wenn Männer einen solchen Müll verzapfen«, gab sie zu bedenken, »warum hätten unsere Mütter ihre Jugend daran verschwenden sollen, ebenjene Männer zur Welt zu bringen?«

Wir alle schwiegen. Nur das Schluchzen der armen Poll durchbrach die Stille: »Warum bloß? Warum hat mein Vater mir Lesen beigebracht?«

Clorinda kam als Erste wieder zu sich. »Es ist allein unsere Schuld«, sagte sie. »Jede von uns kann lesen. Aber außer Poll hat keine sich je die Mühe gemacht, es auch zu tun. Ich zum Beispiel habe es immer für selbstverständlich erachtet, dass die Frau dazu verpflichtet ist, ihre Jugend mit Gebären zu verbringen. Ich bewunderte meine Mutter für ihre zehn Kinder. Meine Großmutter für ihre fünfzehn noch mehr. Und ich gestehe, mein Ehrgeiz war es, zwanzig zu haben. Seit jeher sind wir davon ausgegangen, Männer wären ebenso emsig und ihre Arbeit ebenso wertvoll. Während wir Kinder gebären, gebären sie, so unsere Annahme, Bücher und Gemälde. Wir haben die Welt bevölkert. Sie haben sie zivilisiert. Aber jetzt, da wir lesen können, was hält uns davon ab, das Ergebnis davon unter die Lupe zu nehmen? Lasst uns schwören: Bevor wir auch nur ein einziges Kind auf die Welt bringen, werden wir herausfinden, wie diese Welt überhaupt beschaffen ist.«

Dies also war die Gründung der »Gesellschaft für Fragenstellen«. Eine von uns sollte ein Kriegsschiff erkunden, eine andere sich im Arbeitszimmer eines Gelehrten verstecken, die Nächste einer Besprechung von Geschäftsleuten beiwohnen, und wir alle sollten Bücher lesen, Gemälde betrachten, Konzerte besuchen, in den Straßen die Augen offen halten und dabei beständig Fragen stellen. Wir waren sehr jung. Unsere Naivität wird umso offensichtlicher, wenn ich davon berichte, dass wir jenen Abend mit der Feststellung abschlossen, es gebe zwei Ziele im Leben: gute Menschen hervorzubringen, gute Bücher hervorzubringen.

Unsere Fragen hatten daher darauf ausgerichtet zu sein, inwieweit diese Ziele heutzutage von Männern erreicht wurden. Feierlich schworen wir, dass wir nicht ein Kind gebären würden, bevor dies zufriedenstellend geklärt wäre.

Und los gingen wir, einige zum British Museum, andere zur königlichen Marine, manche nach Oxford, manche nach Cambridge. Wir besuchten die Royal Academy und die Tate Gallery, hörten in den diversen Konzertsälen moderne Musik, verfolgten Gerichtsverhandlungen und sahen uns neue Theaterstücke an. Keine aß außer Haus, ohne ihrem Gegenüber bestimmte Fragen zu stellen und die Antworten sorgfältig zu notieren. In regelmäßigen Abständen trafen wir uns und verglichen unsere Ergebnisse. Ach, das waren heitere Zusammenkünfte! Nie habe ich mehr gelacht als bei Rose' Vortrag über »Ehre«, in dem sie anhand ihrer Notizen schilderte, wie sie als äthiopischer Prinz verkleidet auf eines der königlichen Schiffe gelangt war. Nachdem der Kapitän den Schwindel entdeckt hatte, suchte er sie (die jetzt in der Verkleidung eines zivilen Gentlemans steckte) auf und verlangte, der Ehre Genugtuung zu verschaffen. »Aber wie?«, fragte sie. »Wie?«, polterte er. »Mit dem Stock natürlich!« Da sie seinen unbändigen Zorn bemerkte und schon ihr letztes Stündlein gekommen wähnte, duckte sie sich und erhielt zu ihrer Verwunderung sechs leichte Klapse aufs Hinterteil. »Die Ehre der britischen Marine ist wiederhergestellt!«, verkündete der Kapitän, und während sie sich aufrichtete, streckte er ihr mit schweißüberströmtem Gesicht die zitternde Rechte hin. »So nicht!«, rief sie da aus, warf sich in Pose und imitierte sein wüstes Gebaren. »Meiner Ehre ist auch noch Genugtuung zu verschaffen.« »Gesprochen wie ein Gentleman!«, gab er zurück und verfiel in angestregtes Nachdenken. »Wenn sechs Schläge die Ehre der königlichen Marine wiederherstellen«, grübelte er, »wie viele Schläge brauchen wir dann für die Ehre eines zivilen Gentle-

mans?« Am liebsten, so sagte er, wolle er sich dazu mit seinen Offizieren beraten. Hochmütig bestand sie darauf, dass sie nicht warten könne, worauf er ihren Feinsinn lobte. »Sagen Sie mir«, rief er dann plötzlich, »besaß Ihr Vater eine Kutsche?« »Nein«, antwortete sie. »Ein Reitpferd?« »Wir hatten eine Eselin«, sie gedachte des Tiers, »die die Mähmaschine zog.« Da erhellte sich sein Gesicht. »Der Name meiner Mutter –«, fuhr sie fort. »Um Himmels willen, Mann, lass den Namen deiner Mutter aus dem Spiel!«, schrie er, zitterte plötzlich wie Espenlaub und errötete bis an die Haarwurzeln. Erst gute zehn Minuten später konnte Rose ihn dazu bewegen, das Prozedere fortzusetzen. Schließlich verfügte er, dass durch viereinhalb Schläge – der halbe in Anerkennung des Umstands, so erläuterte er, dass der Onkel ihrer Urgroßmutter bei Trafalgar gefallen war –, durch viereinhalb Schläge also, die sie ihm auf eine von ihm selbst zu bezeichnende Stelle am Hintern verabreichen solle, ihre Ehre wohl wieder so gut wie neu sei. So geschah es, dann gingen sie in ein Restaurant, tranken zwei Flaschen Wein, die zu bezahlen der Kapitän sich nicht nehmen ließ, und verabschiedeten sich unter gegenseitigen Beteuerungen ewiger Freundschaft.

Als Nächstes hörten wir Fannys Bericht über die Verhandlungen in den königlichen Gerichtshöfen. Bei ihrem ersten Besuch war sie zu der Schlussfolgerung gelangt, dass die Richter entweder aus Holz waren oder von großen, menschenähnlichen Tieren gespielt wurden, denen man beigebracht hatte, sich in höchstem Maß würdevoll zu bewegen, leise vor sich hin zu murmeln und gewichtig zu nicken. Um ihre Theorie zu überprüfen, hatte sie beim nächsten Besuch im kritischen Moment des Verfahrens einen Schwung zuvor im Taschentuch gefangener Schmeißfliegen freigelassen, ohne dann jedoch nach Zeichen menschlichen Verhaltens fahnden zu können, weil das Gebrumm der Fliegen sie in so tiefen Schlaf lullte, dass sie erst erwachte, als die Sträf-

linge hinunter in ihre Zellen verbracht wurden. Dennoch schlossen wir aus den von ihr gesammelten Indizien, dass es unlauter wäre, die Richter für Menschen zu halten.

Helen hatte die Royal Academy aufgesucht, doch als wir sie um einen Bericht über die Gemälde baten, trug sie uns stattdessen Folgendes aus einem blassblauen Büchlein vor: »O! Um des Klangs einer verstummten Stimme willen, um der Berührung einer verschwundenen Hand. Heim kehrt der Jäger, verlässt seinen Stand. Er ruckt an den Zügeln des Zaumzeugs. Liebe ist grazil, Liebe ist fragil. Lenz, der holde Lenz, des Jahres milde Eminenz. O! Hieselbst im April nun in England zu weilen. Männer müssen werken, Frauen müssen weinen. Der Pfad der Pflicht ist der Weg zum Ruhm –« Wir ertrugen diesen Käse nicht länger.

»Keine Gedichte mehr!«, riefen wir.

»Töchter Englands!«, setzte sie an, doch da rangen wir sie zu Boden, wobei sich der Inhalt einer Blumenvase über sie ergoss.

»Gott sei Dank!«, keuchte sie und schüttelte sich wie ein Hund. »Jetzt rolle ich erst noch kurz über den Teppich, sodass ich vielleicht auch den letzten Rest vom Union Jack loswerde. Dann könnte ich –« Hierauf rollte sie energisch herum. Im Aufstehen begann sie zu erläutern, wie moderne Gemälde aussehen, doch da unterbrach Castalia:

»Wie groß ist so ein Gemälde durchschnittlich?« »Vielleicht sechzig mal fünfundsiebzig Zentimeter«, antwortete Helen. Castalia machte Notizen, während Helen weitersprach, und als jene fertig war und wir versuchten, einander nicht in die Augen zu sehen, stand sie auf und sagte: »Wie gewünscht habe ich die letzte Woche als Reinmachefrau verkleidet in Oxbridge verbracht. Dadurch hatte ich Zugang zu den Räumlichkeiten diverser Professoren und werde nun versuchen, euch einen Eindruck –« Sie unterbrach sich. »Bloß will mir nicht einfallen, wie ich beginnen soll. Das ist alles so merkwürdig. Diese Professoren«, fuhr sie

fort, »leben in großen, um Rasenflächen herum angeordneten Häusern, ein jeder in einer Art Zelle für sich allein. Trotzdem verfügen sie über jedwede Annehmlichkeit, jedweden Komfort. Sie müssen bloß einen Knopf drücken oder ein Lämpchen anmachen. Ihre Aufzeichnungen sind wunderhübsch geordnet. Bücher im Überfluss. Nirgendwo Kinder oder Tiere, ausgenommen ein halbes Dutzend streunende Katzen und ein ältlicher Dompfaff – ein Männchen.« Sie hielt kurz inne. »Da fällt mir meine Tante aus Dulwich ein, die mit den Kakteen. Durch das große Wohnzimmer kam man zum Wintergarten, wo sie zu Dutzenden auf den Warmwasserleitungen standen, hässliche, plumpe, struppige Pflänzchen, ein jedes in seinem Topf. Die Agave, so sagte meine Tante, blühe nur einmal in hundert Jahren. Doch sie starb, ehe es so weit war.« Wir ermahnten sie, beim Thema zu bleiben. »Ja, also«, nahm sie den Faden wieder auf, »als Professor Hobkin ausgegangen war, begutachtete ich sein Lebenswerk, eine Sappho-Gesamtausgabe, recht merkwürdig anzusehen und bestimmt gut fünfzehn Zentimeter dick. Im Inneren nicht nur Sappho. Weit gefehlt. Größtenteils wird Sapphos Keuschheit verteidigt, die irgendein Deutscher ihr abgesprochen hat, und ich kann euch versichern: Die Leidenschaft der beiden streitenden Gentlemen, die zur Schau gestellte Gelehrtheit und der ungeheure Einfallsreichtum, mit dem sie die Funktion eines Werkzeugs analysierten, das mir beim besten Willen nach einer simplen Haarnadel aussah, verblüfften mich. Umso mehr, als die Tür aufging und mir Professor Hobkin höchstselbst gegenüberstand. Ein sehr netter, sanfter, älterer Herr, doch wie sollte der etwas über Keuschheit wissen?« Wir missverstanden sie.

»Aber nein«, kam prompt ihr Widerspruch, »er ist sicher ein Ausbund an Ehre – auch wenn er Rose' Marinekapitän nicht im Geringsten ähnelt. Nein, ich dachte eher an die Kakteen meiner Tante. Wie sollten die etwas über Keuschheit wissen?«

Aufs Neue ermahnten wir sie, nicht vom Thema abzuschweifen. Waren die Oxbridge-Professoren nun eine Hilfe bei der Erreichung der Lebensziele, beim Hervorbringen guter Menschen und guter Bücher?

»Das ist es ja!«, rief sie aus. »Die Frage kam mir gar nicht in den Sinn. Mir wäre nie eingefallen, dass sie überhaupt etwas hervorbringen könnten.«

»Ich glaube«, sagte Sue, »dass du da etwas verwechselt hast. Vermutlich ist Professor Hobkin ein Frauenheilkundler. Ein echter Gelehrter sprudelt doch geradezu über vor Witz und Erfindungsgabe – trinkt vielleicht massenhaft Wein, aber was soll's? –, ist ein reizender Zeitgenosse, großzügig, scharfsinnig, einfallreich. Denn immerhin verbringt er sein Leben in Gesellschaft der edelsten Menschen, die es je gegeben hat.«

»Hm«, machte Castalia. »Dann sollte ich wohl einen zweiten Versuch unternehmen.«

Etwa drei Monate später saß ich zufällig noch allein, als Castalia hereinkam. Ich weiß nicht, was an ihrer Erscheinung mich so berührte, aber ich musste ihr einfach entgegengehen und sie in die Arme schließen. Nicht nur wirkte sie wunderschön, sie schien auch bester Laune zu sein. »Wie du strahlst!«, rief ich aus, während sie Platz nahm.

»Ich bin in Oxbridge gewesen«, sagte sie.

»Und hast Fragen gestellt?«

»Sie beantwortet«, gab sie zurück.

»Du hast also unseren Schwur nicht gebrochen?«, fragte ich bang, denn mir war etwas an ihrer Gestalt aufgefallen.

»Ach, der Schwur«, winkte sie ab. »Ich bekomme ein Kind, falls du das meinst. Du kannst dir gar nicht vorstellen«, platzte es aus ihr heraus, »wie aufregend, wie wunderschön, wie beglückend –«

»Was ist?«, fragte ich.

»Das ... das Antwortengeben«, erwiderte sie verunsichert und erzählte mir dann die ganze Geschichte. Doch mitten in einem Bericht, der mich in höchstem Maß interessierte und fesselte, stieß sie den merkwürdigsten Laut aus, den ich je gehört hatte – halb Freudenschrei, halb Wehklage:

»Keuschheit! Keuschheit! Wo ist meine Keuschheit?«, rief sie.
»Zu Hilfe! Ein Riechfläschchen!«

Es war keines zur Hand, doch im Gewürzständer fand ich einen Topf Senf, den ich gerade zur Anwendung bringen wollte, als sie sich von allein wieder fasste.

»Daran hättest du vor drei Monaten denken sollen«, sagte ich streng.

»Stimmt«, gab sie zu. »Doch das hilft mir jetzt auch nicht mehr. Übrigens ist es ein Jammer, dass meine Mutter mich ausgerechnet Castalia getauft hat.«

»Oh, Castalia, deine Mutter –«, begann ich, doch da griff sie nach dem Senftopf.

»Nein, nein, nein«, sagte sie kopfschüttelnd. »Wärest du eine keusche Frau, hättest du aufgeschrien bei meinem Anblick – stattdessen hast du mich geradewegs in die Arme geschlossen. Nein, Cassandra, wir sind beide nicht keusch.« So unterhielten wir uns weiter.

Währenddessen füllte sich das Zimmer allmählich, denn an jenem Tag wollten wir besprechen, was unsere Beobachtungen ergeben hatten. Mir schien, dass alle gegenüber Castalia das Gleiche empfanden wie ich. Sie herzten sie und freuten sich wortreich über das Wiedersehen. Als wir schließlich vollzählig waren, stand Jane auf und eröffnete die Versammlung. Mittlerweile, so stieg sie ein, hätten wir mehr als fünf Jahre lang Fragen gestellt, und auch wenn uns wohl keine eindeutigen Ergebnisse vergönnt sein würden – hier stupste Castalia mich an und flüsterte, dass sie da nicht so sicher sei. Dann stand sie auf, unterbrach Jane mitten im Satz und sagte:

»Bevor du weiterredest, möchte ich eines wissen. Darf ich überhaupt bleiben? Denn«, fügte sie hinzu, »ich muss gestehen: Ich bin eine unreine Frau.«

Alle starrten sie mit großen Augen an.

»Du bekommst ein Kind?«, fragte Jane.

Castalia nickte.

Das vielgestaltige Mienenspiel auf den Gesichtern war außergewöhnlich. Ein Raunen lief durchs Zimmer, in dem ich die Worte »unrein«, »Baby«, »Castalia« und so weiter ausmachen konnte. Jane, ebenfalls merklich berührt, gab die Frage an uns weiter:

»Soll sie gehen? Ist sie unrein?«

Der allgemeine Aufschrei war so laut, dass man ihn wohl bis auf die Straße hörte.

»Nein! Nicht doch! Lasst sie bleiben! Unrein? Papperlapapp!« Nur die Jüngsten, die Neunzehn-, Zwanzigjährigen hielten sich, wenn ich es richtig wahrnahm, wie in einem Anfall von Schüchternheit etwas zurück. Erst als wir Castalia schon fast alle mit Fragen bestürmt hatten, trat eine der Jüngsten, die sich bis dahin im Hintergrund gehalten hatte, sachte an sie heran und wollte wissen:

»Was ist denn nun Keuschheit? Ich meine, ist sie was Gutes oder was Schlechtes? Oder gibt es sie gar nicht?« Castalia antwortete so leise, dass ich sie nicht verstehen konnte.

»Weißt du, ich war starr vor Schreck«, sagte eine andere, »und zwar bestimmt zehn Minuten lang.«

»Wenn ihr mich fragt«, meinte Poll, die von all der Leserei in der London Library mit jedem Tag grantiger wurde, »ist Keuschheit nichts als Ahnungslosigkeit – ein höchst entehrender Geisteszustand. Wir sollten nur Unkeusche in unserer Gesellschaft zulassen. Ich stimme dafür, dass Castalia unsere Präsidentin wird.«

Hierauf entspann sich eine lautstarke Diskussion.

»Ob man Frauen nun als keusch oder unkeusch brandmarkt, beides ist unfair«, sagte Poll. »Manche von uns haben gar nicht die Wahl. Außerdem wird wohl auch Cassy uns hier nicht weismachen wollen, aus reiner Liebe zur Wissensbildung gehandelt zu haben.«

»Er ist erst einundzwanzig und zum Niederknien schön«, erwiderte Cassy mit schwärmerischer Geste.

»Ich beantrage«, verkündete Helen, »dass keine von Keuschheit oder Unkeuschheit sprechen darf, solange sie nicht verliebt ist.«

»O verflixt«, sagte Judith, die sich naturwissenschaftlichen Themen gewidmet hatte, »ich bin nicht verliebt, will euch aber dringend meine Maßnahmen vorstellen, durch die per Parlamentsbeschluss der Verzicht auf Prostituierte und die Befruchtung von Jungfrauen erreichbar wäre.«

Sodann berichtete sie uns von einer selbst entwickelten Erfindung, die, an U-Bahnhöfen oder anderen öffentlichen Orten aufgestellt, gegen geringes Entgelt die Gesundheit der Nation fördern, ihren Söhnen Erleichterung und ihren Töchtern Ruhe verschaffen würde. Auch hatte sie eine Methode ersonnen, in versiegelten Tuben die Samen künftiger Lordkanzler zu präservieren. »Oder die künftiger Dichter, Maler und Musiker«, fuhr sie fort, »jedenfalls sofern diese Spezies nicht schon ausgestorben sind und sofern Frauen weiterhin Kinder gebären wollen.«

»Natürlich wollen wir das!«, rief Castalia ungeduldig. Jane klopfte auf den Tisch.

»Genau diese Frage wollen wir hier ja gerade klären«, sagte sie. »Seit fünf Jahren bemühen wir uns herauszufinden, ob wir recht daran täten, auf ein Fortbestehen der menschlichen Rasse hinzuwirken. Castalia hat unserer Entscheidung vorgegriffen, doch auch wir Verbliebenen müssen zu einem Ergebnis kommen.«

So standen denn unsere Botschafterinnen eine nach der anderen auf und berichteten. Die Wunder der Zivilisation übertrafen unsere Erwartungen bei Weitem, und während wir erfuhren, wie der Mensch durch die Lüfte fliegt, mit der Ferne spricht, bis ins Herz eines Atoms vordringt und sich im Geiste ins Universum hinaufstreckt, entfuhr uns ein bewunderndes Raunen.

»Wir sind stolz«, riefen wir, »dass unsere Mütter ihre Jugend einer so großen Sache geopfert haben!« Am stolzesten wirkte Castalia, die aufmerksam zugehört hatte. Jane hingegen mahnte, dass wir noch lange nicht fertig seien, worauf Castalia um Eile bat. So kämpften wir uns durch ein schier endloses Gewirr aus Statistiken. Wir erfuhren, dass Englands Bevölkerung so und so viele Millionen umfasst und dass so und so viel Prozent davon beständig hungrig sind und im Gefängnis sitzen, dass eine durchschnittliche Arbeiterfamilie aus so und so vielen Personen besteht und dass so und so viele Frauen im Zusammenhang mit der Geburt ihres Kindes sterben. Erfahrungsberichte aus Fabriken, Werkstätten, Armenvierteln und Schiffswerften wurden vorgelesen. Ebenso Schilderungen des Börsenparketts, eines riesigen Geschäftshauses in der Innenstadt und eines Regierungsbüros. Auch die britischen Kolonien und unser Regiment in Indien, Afrika und Irland wurden besprochen. Ich saß noch immer neben Castalia und bemerkte ihre wachsende Unruhe.

»In dieser Geschwindigkeit kommen wir ja nie zu einem Ergebnis«, sagte sie. »Sollten wir uns nicht, da die Zivilisation offenbar wesentlich komplexer ist als gedacht, auf unsere ursprüngliche Frage zurückbesinnen? Wir waren doch darin übereingekommen, dass es im Leben gute Menschen und gute Bücher hervorzubringen gilt. Jetzt aber reden wir hier von Flugzeugen, Fabriken und Geld. Lasst uns lieber von den Männern an sich sprechen, und von ihren Künsten. Denn darum geht es doch.«

So traten also die Auswärtsdinierenden vor, mit langen Papierstreifen, die die Antworten auf ihre Fragen enthielten. Letztere hatten wir überaus sorgfältig formuliert. Ein guter Mann, so unser Beschluss, musste in jedem Fall ehrlich sein, leidenschaftlich und allem Weltlichen abgeneigt. Ob nun aber einer diese Qualitäten besaß oder nicht, ließ sich nur durch das Stellen von Fragen ermitteln, die oft zunächst weit um das Eigentliche kreisten. Ist Kensington ein angenehmer Ort zum Leben? Wo wird Ihr Sohn ausgebildet, wo Ihre Tochter? Würden Sie mir verraten, wie viel Sie für Ihre Zigarren ausgeben? Ist Sir Joseph übrigens ein Baronet oder nur ein Knight? Oft ergab sich, dass wir durch beiläufige Fragen wie diese mehr erfuhren als durch die direkteren. »Ich habe den Titel angenommen«, erklärte Lord Nonsense, »weil meine Frau es so wollte.« Ich zählte irgendwann nicht mehr mit, wie viele Adelstitel aus diesem Grund angenommen wurden. »Wer wie ich fünfzehn von vierundzwanzig Stunden arbeitet ...«, intonierten zehntausend Erwerbstätige.

»Nein, nein, selbstverständlich können Sie weder lesen noch schreiben. Trotzdem: Warum arbeiten Sie so hart?« »Gute Dame, bei meinem Familienzuwachs ...« »Aber warum wächst ihre Familie denn?« Wieder waren es die Frauen, die das so wollten, oder vielleicht auch das Empire. Noch aussagekräftiger als die gelieferten Antworten waren allerdings die verweigerten. Nur sehr wenige gaben Auskunft auf Fragen zu Moral und Religion, und wenn, dann nicht ernsthaft. Fragen über den Stellenwert von Geld und Ruhm wurden sogar fast ausnahmslos beiseitegewischt und konnten nur unter großem Risiko für die Fragende bekräftigt werden. »Wenn das Tranchiermesser des Sir Harley Hikle«, sagte Jill, »bei meiner Frage zum Kapitalismus nicht gerade in der Hammelkeule gesteckt hätte, wäre er mir damit ganz sicher an die Gurgel gegangen. Das Einzige, was uns jedes Mal mit dem Leben davonkommen ließ, ist der Umstand, dass Männer gleichzei-

tig dermaßen hungrig und dermaßen ritterlich sind. Sie verachten uns zu sehr, um etwas auf unsere Worte zu geben.«

»Natürlich verachten sie uns«, sagte Eleanor. »Andererseits, wie erklärt ihr euch Folgendes: Ich habe mich unter den Kunstschaffenden umgehört, und keine Frau hat je Kunst geschaffen, oder, Poll?«

»Jane-Austen-Charlotte-Brontë-George-Eliot«, schrie Poll wie ein Bäckersgesell, der im Hinterhof Kuchen anpreist.

»Lass mich mit der zufrieden!«, rief eine. »Die ist doch sterbenslangweilig!«

»Seit Sappho hat es keine erstklassige weibliche –«, begann Eleanor mit einem Zitat aus der Wochenzeitung.

»Aber wir wissen doch jetzt, dass Sappho bloß die etwas lüsterne Fantasie von Professor Hobkin war«, unterbrach Ruth.

»Jedenfalls besteht kein Grund zu der Annahme, dass je eine Frau schreiben konnte oder es je können wird«, fuhr Eleanor fort. »Und trotzdem: Sobald ich mich unter Schriftstellern bewege, erzählen die mir den lieben langen Tag von ihren Büchern. ›Ein Meisterwerk!«, sage ich dann oder: ›Sie sind ein Shakespeare!«, denn irgendwas muss man ja sagen, und ich schwöre euch, sie glauben mir.«

»Das beweist gar nichts«, erwiderte Jane. »So ist das eben bei denen. Allerdings«, seufzte sie, »hilft uns das kaum weiter. Vielleicht sollten wir uns lieber der modernen Literatur zuwenden. Liz, du bist dran.«

Elizabeth stand auf und berichtete, dass sie sich für ihre Nachforschungen als Mann verkleidet hatte und so als Kritiker durchgegangen war.

»Die ganzen letzten fünf Jahre habe ich recht ausdauernd neue Bücher gelesen«, fuhr sie fort. »Der beliebteste lebende Autor ist Mr Wells. Danach kommt Mr Arnold Bennett, danach Mr Compton Mackenzie. Mr McKenna and Mr Walpole belegen wohl gemeinsam den vierten Platz.« Sie wollte sich wieder setzen.

»Aber du hast uns ja gar nichts erklärt!«, riefen wir. »Oder meinst du, dass diese Herren Jane-Eliot weit übertroffen haben und dass die englische Literatur – was stand noch gleich in deiner Kritik? Ah ja: ›bei ihnen in guten Händen‹ ist.«

»In guten, in sehr guten«, sagte Liz und trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. »Außerdem bin ich sicher, dass sie mehr geben, als sie bekommen.«

Da waren wir alle sicher. »Aber«, drängten wir, »schreiben sie nun gute Bücher?«

»Gute Bücher?«, gab sie zurück und sah an die Decke. »Ihr dürft nicht vergessen«, haspelte sie dann los, »dass die Literatur der Spiegel des Lebens ist. Und Bildung ist ja wohl unzweifelhaft das Wichtigste überhaupt, und ihr fändet es schließlich auch ärgerlich, spätabends in Brighton nicht zu wissen, in welchem Gasthaus ihr übernachten sollt, und mal angenommen, es wäre ein verregneter Sonntagabend – würdet ihr da nicht auch gern ins Kino gehen?«

»Aber was hat das denn damit zu tun?«, fragten wir.

»Nichts, gar nichts, ganz und gar nichts«, antwortete sie.

»Na, dann sag uns jetzt die Wahrheit«, forderten wir.

»Die Wahrheit? Aber ist es nicht wundervoll –« Sie setzte neu an. »Mr Chilper schrieb in den letzten dreißig Jahren jede Woche einen Artikel über Liebe oder warmen Buttermtoast und hat all seine Söhne nach Eton –«

»Die Wahrheit!«, polterten wir.

»Ach, die Wahrheit«, stammelte sie, »die Wahrheit hat nichts mit Literatur zu tun.« Damit setzte sie sich und verweigerte jedes weitere Wort.

Das Ganze erschien uns äußerst uneindeutig.

»Also gut, meine Damen, dann wollen wir unsere Ergebnisse mal zusammenfassen«, fing Jane an, als sie von einem Dröhnen, das schon seit einer Weile durchs offene Fenster drang, übertönt wurde.

»Krieg! Krieg! Krieg! Die Kriegserklärung!«, schrien Männer unten auf der Straße.

Wir tauschten entsetzte Blicke.

»Welcher Krieg?«, riefen wir. »Welcher Krieg?« Da kam uns, zu spät, in den Sinn, dass wir versäumt hatten, eine von uns ins Unterhaus zu schicken. Daran hatten wir überhaupt nicht gedacht. Wir wandten uns Poll zu, die jetzt schon bis zu den Geschichtsbüchern der London Library vorgedrungen war, und baten um Aufklärung.

»Warum«, riefen wir, »ziehen Männer in den Krieg?«

»Mal aus dem einen, mal aus dem anderen Grund«, antwortete sie bedächtig. »1760 zum Beispiel ...« Das Geschrei draußen übertönte ihre Worte. »Dann wieder 1797 ... im Jahr 1804 ... die Österreicher haben 1866 ... 1870 der deutsch-französische ... 1900 wiederum –«

»Aber jetzt ist 1914!«, unterbrachen wir sie.

»Ach, keine Ahnung, weshalb sie dieses Mal in den Krieg ziehen«, gab sie zu.

Der Krieg war vorüber und der Friedensvertrag stand kurz vor der Unterzeichnung, als ich mich mit Castalia in unserem einstigen Versammlungsraum wiederfand. Müßig blätterten wir in den alten Protokollbüchern. »Schon sonderbar«, überlegte ich laut, »was wir vor fünf Jahren so gedacht haben.« »Hiermit stellen wir fest«, las Castalia, die mir über die Schulter blickte, »dass es zwei Ziele im Leben gibt: gute Menschen hervorzubringen, gute Bücher hervorzubringen.« Das ließen wir unkommentiert. »Ein guter Mann ist in jedem Fall ehrlich, leidenschaftlich und allem Weltlichen abgeneigt.« »So reden auch nur Frauen!«, bemerkte ich. »Gute Güte«, rief Castalia und schob das Buch von sich fort,

»wie töricht wir waren! Daran ist nur Polls Vater schuld«, sprach sie weiter. »Bestimmt hat er das mit Absicht gemacht. Ich meine dieses absurde Testament, um die eigene Tochter zu zwingen, sämtliche Bücher der London Library zu lesen. Wenn wir nicht Lesen gelernt hätten«, sagte sie verbittert, »würden wir einfach weiter in Unwissenheit Kinder gebären, und ein glücklicheres Leben kann es, wenn du mich fragst, doch eigentlich gar nicht geben. Ich weiß schon, jetzt fängst du gleich vom Krieg an.« Sie warf mir einen Blick zu. »Davon, wie schrecklich es ist, Kinder zu gebären und dann zuzusehen, wie sie getötet werden, aber unsere Mütter taten das, und ihre Mütter, und die Mütter ihrer Mütter. Und die haben sich auch nicht beschwert. Die konnten nicht lesen. Ich habe mein Bestes gegeben«, seufzte sie, »mein kleines Mädchen vom Lesenlernen abzuhalten, und was hat es gebracht? Erst gestern habe ich Ann mit einer Zeitung in der Hand erwischt, und dann fragte sie auch noch, ob all das ›wahr‹ sei. Als Nächstes will sie sicher wissen, ob Mr Lloyd George ein guter Mensch ist, dann ob Mr Arnold Bennett ein guter Schriftsteller ist, und am Ende noch, ob ich an Gott glaube. Wie erziehe ich meine Tochter dazu, an nichts zu glauben?«, fragte sie.

»Könntest du ihr nicht den Glauben beibringen, dass der Intellekt eines Mannes dem einer Frau grundsätzlich überlegen ist und immer sein wird?«, schlug ich vor. Bei diesen Worten hellte sich ihre Miene auf und sie begann erneut, in unseren alten Protokollen zu blättern. »Aber ja«, sagte sie. »Man denke nur an all ihre Entdeckungen, ihre Mathematik, ihre Wissenschaft, Philosophie, Gelehrsamkeit –« An dieser Stelle musste sie lachen. »Ich werde nie den alten Hobkin mit seiner Haarnadel vergessen«, sagte sie, und da sie lachend weiterlas, glaubte ich sie guter Stimmung, doch plötzlich stieß sie das Buch von sich und rief: »Oh, Cassandra, warum quälst du mich? Ist dir denn nicht bewusst, dass unser Vertrauen in den männlichen Intellekt ein riesiger Irr-

tum ist?« »Bitte?«, rief ich. »Jeder Journalist, Lehrer, Politiker oder Gastwirt der Welt wird dir versichern, dass Männer viel schlauer sind als Frauen.« »Als hätte ich das je bezweifelt«, spottete sie. »Wie könnte es anders sein? Haben wir sie nicht seit Anbeginn der Zeit so aufgezogen, genährt und umsorgt, dass sie, wenn auch sonst nichts, dann doch auf jeden Fall schlau werden? Wir selbst sind an allem schuld!«, rief sie. »Wir wollten ja unbedingt Intellekt und jetzt haben wir die Bescherung. Der Intellekt«, fuhr sie fort, »ist die Wurzel allen Übels. Was könnte bezaubernder sein als ein kleiner Junge, der noch nicht damit angefangen hat, seinen Intellekt zu kultivieren? Er ist wunderschön anzusehen, spielt sich nicht auf, versteht instinktiv Kunst und Literatur, genießt sein Leben und lässt die anderen ihres genießen. Dann aber lehren sie ihn, seinen Intellekt zu kultivieren. Er wird Anwalt, Beamter, General, Schriftsteller oder Professor, geht jeden Tag in ein Büro, schreibt jedes Jahr ein Buch, kommt mit den Hervorbringungen seines Hirns für eine ganze Familie auf – armer Teufel! Schon bald kann er kein Zimmer mehr betreten, ohne dass wir uns seinetwegen unwohl fühlen. Jede Frau wird von ihm bevormundet, nicht einmal zu seiner eigenen Gattin wagt er je aufrichtig zu sein. Statt dass er unseren Augen eine Wohltat wäre, müssen wir sie schließen, um ihn umarmen zu können. Gewiss, sie trösten sich mit Sternen in allen möglichen Größen, Bändern in allen möglichen Farben, Einkommen allen möglichen Umfangs – aber was tröstet uns? Dass wir in zehn Jahren ein Wochenende in Lahore verbringen können? Oder dass das kleinste Insekt in Japan einen Namen trägt, der doppelt so lang wie sein Körper ist? Ach, Cassandra, lass uns um Himmels willen etwas entwickeln, wodurch Männer Kinder gebären können! Das ist unsere einzige Chance. Wenn wir ihnen nicht endlich eine unschuldige Beschäftigung geben, werden wir nie gute Menschen und gute Bücher bekommen. Dann werden wir eines

Tages an den Früchten ihres ungezügelten Tuns zugrunde gehen, und niemand wird mehr am Leben sein, um zu wissen, dass es einst Shakespeare gab!«

»Zu spät«, sagte ich. »Es gibt jetzt schon mehr Kinder, als wir versorgen können.«

»Und da verlangst du von mir, dass ich an Intellekt glaube.«

Während wir sprachen, tönnten heisere, müde Männerrufe von der Straße herauf und wir vernahmen, dass der Friedensvertrag soeben unterzeichnet worden war. Die Stimmen verebbten. Regen fiel und behinderte zweifellos den ordnungsgemäßen Ablauf des Feuerwerks.

»Meine Köchin hat sicher die Abendzeitung gekauft«, sagte Castalia, »und Ann wird sie sich beim Tee zusammenreimen. Ich muss nach Hause.«

»Hilft nichts, rein gar nichts«, sagte ich. »Hat sie erst lesen gelernt, kannst du ihr nur noch einen Glauben beibringen: den an sich selbst.«

»Na, das wäre mal etwas anderes«, seufzte Castalia.

Also kehrten wir die Unterlagen unserer Gesellschaft zusammen, überreichten sie, obwohl das Mädchen ganz zufrieden mit seiner Puppe spielte, feierlich der kleinen Ann und ernannten sie zur Präsidentin der Gesellschaft der Zukunft – worauf sie bitterlich zu weinen begann, armes Ding.

Montag oder Dienstag

Gleichmütig und träge schüttelt der Reiher den leeren Raum von den Schwingen und gleitet zielsicher über der Kirche unter dem Himmel dahin. Einem Himmel, der sich fernweiß, selbstvergessen, endlos bedeckt und enthüllt, verändert und bleibt. Ein See? Tilge sein Ufer! Ein Berg? Ach, herrlich – Sonnengold an seinen Hängen. Daran hinab. Dann Farn oder weiße Federn, auf immerdar.

Sehnsucht nach Wahrheit, Warten darauf, mühsames Destillat rarer Worte, ewige Sehnsucht – (ein Ruf zur Linken, ein anderer zur Rechten, hier und da Reifenquietschen, sich verkeilende Omnibusse) – ewige Sehnsucht – (die Uhr schwört mit zwölf klaren Schlägen, dass es Mittag ist, Licht schuppt sich golden, Kinder schwärmen aus) – ewige Sehnsucht nach Wahrheit. Rot leuchtet die Kuppel, Münzen hängen im Gezweig, Rauch kräuselt sich aus Schornsteinen empor, Gebell, Geschrei, Geheul: »Eisen im Angebot« – und Wahrheit?

In Strahlenbündeln sammeln sich Männerfüße und Frauenfüße, mit Schwarz oder Gold besetzt – (So ein Nebel! – Zucker? – Nein, danke. – Die Zukunft des Commonwealth) – der Feuer Schein tänzelt das Zimmer rot, bis auf die dunklen Gestalten mit den leuchtenden Augen, während draußen ein Laster entladen wird, trinkt Miss Dinngs Tee an ihrem Schreibtisch und eine Glasscheibe schützt die Pelzmäntel –

Aufgebäumt, laubblattleicht, in Ecken raschelnd, durch Räder geweht, silbrig gesprenkelt, daheim oder nicht, Schuppe um Schuppe versammelt, verstreut, verprasst, dann emporgetragen, niedergedrückt, zerrissen, versenkt, zusammengebracht – und Wahrheit?

Bald in Erinnerungen am Kamin auf dem Eck weißen Marmors. Worte aus elfenbeinerer Tiefe werfen ihre Schwärze ab,

erblühen, durchdringen. Das Buch gefallen. In der Flamme, im Rauch, in den flüchtigen Funken. Bald auf Reisen, über Minaretten und dem Indischen Ozean schwebt das Marmoreck, während der leere Raum Blaues scheucht und die Sterne schimmern – Wahrheit? Oder bald bloß zufrieden mit Nähe?

Gleichmütig und träge kehrt der Reiher zurück. Die Himmelsweite verschleiert ihr Sternenmeer, dann enthüllt sie es.

